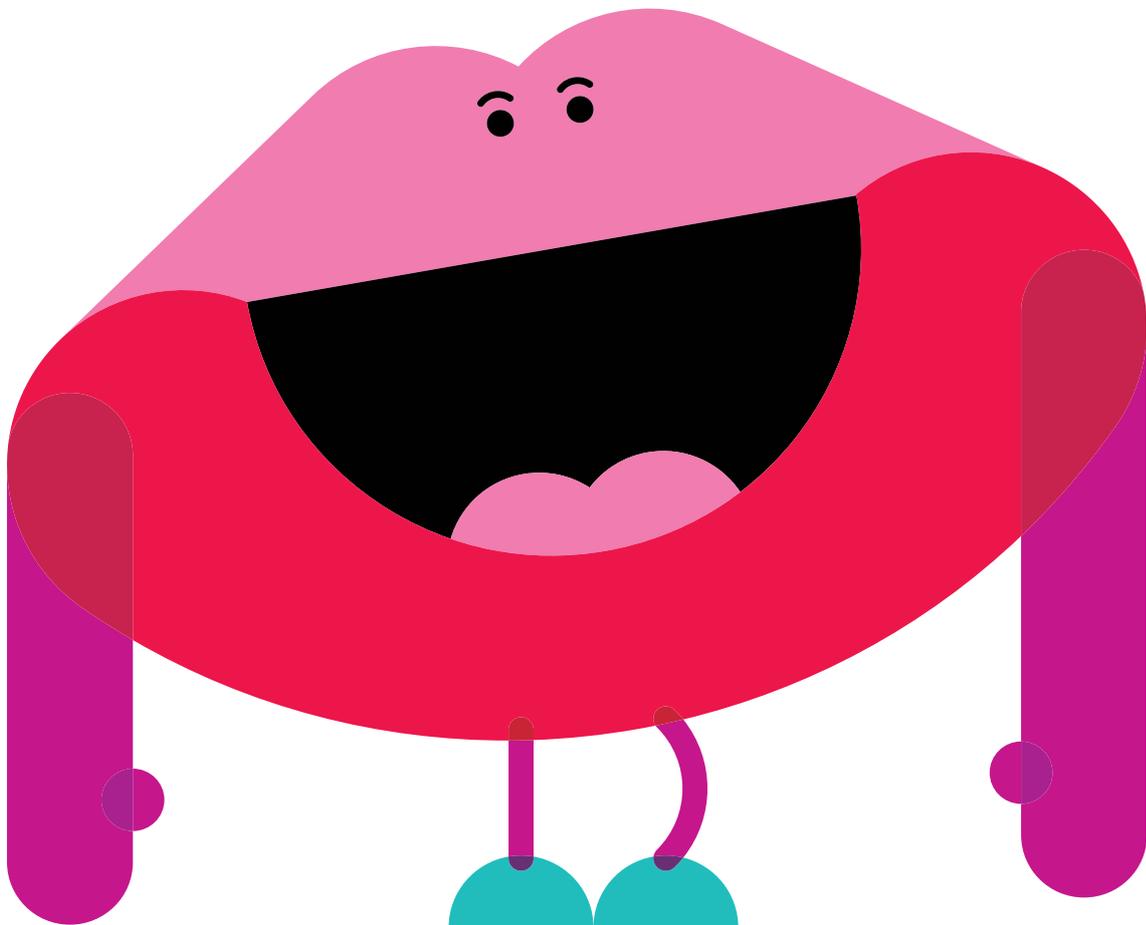


Kommunikation: Sprachen, Schriftkulturen und Medien

**Hallo, ich bin
Wordy!**



Na, was sagt man dazu?

... unser Wordy ist das reinste Plappermäulchen. Es hat, wie man sieht, eine riesige Klappe und würde am liebsten den lieben langen Tag wie ein Wasserfall reden und erzählen. Und das ist auch gut so! Denn mit Wordy wollen wir Ihnen den Bildungsbereich Kommunikation näherbringen. Aber auch für Ihre Kinder ist es das beste Vorbild, weil wir im Kinderzimmer vom ersten Tag an alle dazu ermutigen wollen, sich mitzuteilen, miteinander zu sprechen und ihre Gedanken zu äußern. Was gibt es Faszinierenderes als die menschliche Sprache? Einander Geschichten oder Witze erzählen, sich vorlesen lassen oder sich selbst Geschichten ausdenken, in denen alles so passieren kann, wie man es sich in seiner kühnsten Fantasie ausmalt. Herrlich! Und man kann sogar weitere Sprachen lernen, um sich mit anderen besser zu verstehen.

Natürlich fängt Kommunikation lange vor dem Sprechen an: mit dem ersten Tritt, den Ihr Kind als Baby im Bauch getan hat, und dem ersten Schrei, als er oder sie auf die Welt kam. Im Krippenalter teilen sich die Kinder mit, auch wenn sie noch nicht viele Worte für all ihre Gefühle haben. Sie lachen laut, machen eine abwehrende Handbewegung oder verziehen das Gesicht, wenn ihnen etwas nicht passt. Welche Art der Kommunikation Ihr Kind auch gerade braucht oder bevorzugt: Wir hören immer ganz genau hin, was jeder uns mitzuteilen hat – egal ob mit dem Mund oder mit Händen und Füßen.

Und jetzt: Mund auf, Augen auch!



Hier kriegen kleine Leselöwinnen Futter! / Foto: Sonja Tobias

- 10 Rhythmus & Klang**
- 18 Die Welt der Bücher**
- 24 Sprachentwicklung**
- 34 Nonverbale Kommunikation**
- 40 Das Alphabet**
- 46 Sprachkultur**
- 54 Anders sprechen**
- 60 Besondere Kinder**
- 68 Worte weltweit**
- 72 Sprache & Medien**

Keine stille Post.

Kommunikation ist die Fähigkeit, eine Nachricht zwischen Sender und Empfänger auszutauschen, mit dem Ziel, dass beide das Gleiche verstehen. Das klappt mal mehr, mal weniger. Vor allem wenn einer der beiden am Austausch Beteiligten gerade erst lernt, sich auszudrücken – auf welchem Weg auch immer.

Text: Sabine Cole

Wenn zwei sich treffen, ist es unmöglich, dass sie nicht kommunizieren. Selbst wenn der eine nichts sagt und der andere schweigt, kommunizieren sie doch. Über die Körpersprache zum Beispiel. Da sitzt einer im Bahnabteil, Du erwägst, Dich dazuzusetzen, weil der Fensterplatz frei ist, aber alles an dem Menschen, der mit verschränkten Armen aus dem Fenster starrt, und seiner neben ihm aufgetürmten Jacken-Taschen-Grenze schreit: „Komm rein und quatsch mich an, und Du kriegst die pampigste Antwort aller Zeiten.“ Diese körpersprachliche Ablehnungshaltung korrekt zu entziffern ist einfach.

Wenn aber zwei sich in einem Raum aufhalten, und die eine hat drei Nächte kaum geschlafen, und die andere brüllt wie am Spieß, obwohl sie vor fünfzehn Minuten was getrunken hat, dann ist die nonverbale Kommunikation eine Herausforderung. Schön wäre es jetzt, einfach zu brüllen: „Was willst Du, hä? Ich hab Dir gerade den letzten Tropfen aus meiner lädierten Brust gepresst, Deine Windel ist trocken, Du bist gesund, und ich bin stehend k. o. Was also, um Himmels willen, ist los?“ Die Antwort wird ein noch infernalischerer Heulton sein, eine Erklärung ist ohnehin nicht möglich, und deswegen wird die eine Person so lange alle Kommunikations-

register ziehen, bis endlich wieder Ruhe ist. Schmusen, singen, Rassel rasseln, mit tiefer Stimme Sätze der Beruhigung absondern. „Is aaaaalles gut. Duuuuu arme kleine Maus.“ Irgendwann ist dann tatsächlich alles wieder gut. Am Abend wird die Frau eventuell zu dem Mann sagen: „Ich freu mich so darauf, wenn die Kleine endlich sagen kann, was sie will. Dann wird alles einfacher.“

Kommunikation ist das Schönste und Schwierigste, was Menschen miteinander tun.

Wenn's denn so wäre. Mit der verbalen Kommunikation fängt der Spaß erst richtig an. Irgendwann kann die Tochter oder der Sohn die ersten Worte: „Mama“, „Papa“, „Ball“, „nein“. Die paar Wörter müssen dann für alles herhalten. Und die Kunst besteht darin zu verstehen, was genau gerade angesagt ist. „Mama“ kann heißen: „Ich hab Hunger, mir tut was weh, ich bin müde, guck mir zu, ich bin noch da, wo bist Du?“ „Papa“ kann bedeuten: „Gehen wir raus, lass uns was spielen, geh nicht weg, ich bin noch da, bist Du da?“ „Ball“ ist alles, was rund ist, Spaß macht, sich bewegt und einfach ein prima Wort, wenn man es denn endlich beherrscht. „Nein“ heißt Nein. Das ist einfach.

Gäbe es eine Statistik, welches Hauptwort das am häufigsten ausgesprochene in den ersten Lebensjahren ist, jede Wette, es wäre „Mama“. Der Duden listet das Wort „Mutter“ auf Platz neun der in Romanen am meisten verwendeten Substantive. Davor kommt „Kopf“, danach „Gesicht“. In einem Zuhause mit kleinen Kindern hat noch keiner gezählt. „Mama“, „Maaaaama“, „Mama, guck mal“. Kommunikation ist erst mal keine Qualität an sich, sondern auch unentwegte Ansprache, das Formulieren von Ansprüchen, und ein Zurück gibt es nicht. Irgendwann wird die Frau fragen: „Kannst Du mal zwei Minuten lang nicht Mama sagen?“ Und der Vater wird die Tochter fragen: „Kennst Du auch noch ein anderes Wort als Nein?“

Kommunikation hat immer eine Inhalts- und eine Beziehungsebene. Bei allem, was wir sagen, sagen wir es zu jemandem. Wir sagen es mit Worten, mit Zeichen, mit Körpersprache, sogar mit der Auswahl unserer Klamotten. Dieser Jemand, mit dem wir sprechen, ist die Tochter, die Mutter, der Lehrer, der Kollege. Die Qualität der Beziehung und die Hierarchie haben einen bestimmten Einfluss auf die Wahrnehmung der Inhalte. Wenn ein Kind zur Mutter sagt: „Du bist gemein“, heißt das etwas anderes, als wenn die Mutter es zum Kind sagt. Entsprechend ist das Zusammenspiel von Inhalt und Beziehung, von Ursache und Wirkung auf allen verbalen und nonverbalen Ebenen der Kommunikation nicht ganz frei von Fallstricken. „Du hast aber gesagt“, „Du hast aber zuerst das gesagt“, „Weil Du das gesagt hast, hab ich es gemacht“, „Wenn Du immer das machst, dann muss ich ja das sagen“. Und so weiter und so weiter. Die Kaskaden, die aufeinanderfolgen, wiederholen sich oft unendlich und tragen zwar dazu bei, sich mit Wörtern zu bewerben, aber nicht zur Verständigung. Ein Weg raus aus dieser Spirale ist nicht immer einfach zu finden. Das sollte man bedenken, wenn man glaubt, dass alles einfacher wird, wenn man miteinander sprechen kann.

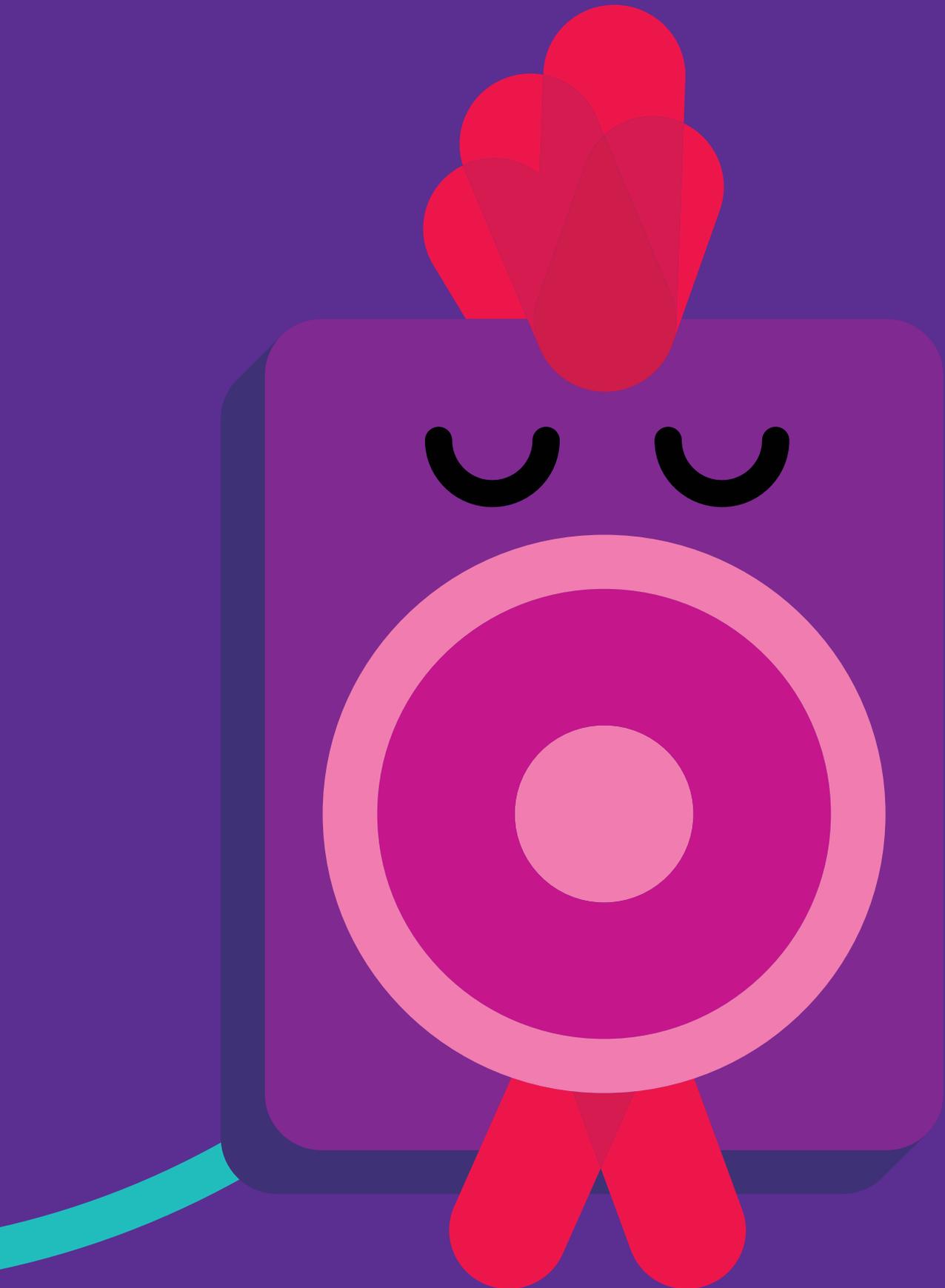
Kommunikation ist vor allem Zuhören. Und darüber nachzudenken. Kommunikation heißt auch, sich über das Machtgefälle zwischen den Sprechenden bewusst zu werden. Den anderen wahrzunehmen, selbst wenn der sich nicht gut ausdrücken kann. Noch mal nachfragen, Gleiches nicht mit Gleichem zu vergelten, weil ein Wort aus dem Mund des einen etwas anderes bedeutet als aus dem Mund des anderen. Kommunikation ist das Schönste und Schwierigste, was Menschen miteinander tun können. Je früher man damit anfängt, desto mehr. Mein Wort!



Der Sohn der Autorin sprach erst spät, hatte aber vorher schon eine ausgeklügelte Zeichensprache. Mehrmals auf den Kopf tippen hieß: „Helm auf, ich will Fahrrad fahren!“ Dann auf den Bauch zeigen meinte: „Und dabei würde ich gern eine Laugenbrezel essen.“ Das muss man erst mal verstehen.



Lesen Sie mehr dazu im Buch *Helpforce One/ Soziale und kulturelle Umwelt* ab Seite 38 und Seite 63. Sowie in diesem Buch ab Seite 24.



Wie macht der Hahn? Ü-ürü-üüü!

Wuff, wuff! Kikerikiiii! Solche Laute, die Tiergeräusche beschreiben, sind mehr als Wörter. Diese Art, Wörter zu formen, nennt man Lautmalerei. Der Klang eines Geräuschs wird beim Sprechen nachgeahmt, sozusagen abgemalt. Und man kann Texte auch beim Reden anders erklingen lassen: mit ihrem Rhythmus. Denn um den geht es nicht nur bei Gedichten. Wenn wir den Kindern vorlesen, tun wir das nicht monoton oder gelangweilt, sondern lebhaft, mit Lautstärke- und Geschwindigkeitsregelung – die kleinen Zuhörer wollen ja schließlich in die Texte eintauchen und mitfiebern. Tatsächlich wird uns der Sprachrhythmus eines Textes erst klar, wenn wir ihn laut vorlesen. Und: Die Kinder lernen natürlich was dabei. Zum Beispiel, wie Wörter ausgesprochen werden, wie sie unterschiedlich betont werden können – und dass man mit Sprache als Kommunikationsmittel auch spielen darf, je nachdem, welche Gefühle man ausdrücken möchte. Übrigens: Kikeriki ist nicht gleich Kikeriki – auf Englisch macht der Hahn Cock-a-doodle-doo, auf Französisch Cocorico und auf Türkisch Ü-ürü-üüü.



Müde bin ich, les' zur Ruh - schlage alle Bücher zu? Nee, auf natürlich!

Liest Du mir was vor?

Lesen und Vorlesen sind etwas Wunderbares. Sie lassen uns die Welt besser verstehen oder entführen uns in ferne Fantasiewelten mit großen Abenteuern. Schon kleinste Kinder und Babys finden Bücher und Geschichten faszinierend. Sie werden ruhiger, hören aufmerksam zu. Und tatsächlich profitieren Kinder in vielerlei Hinsicht von regelmäßigen, im besten Fall täglichen Vorlesestunden. Ein Plädoyer für die Gute-Nacht-Geschichte!

Text: Catharina König Fotos: Bernd Westphal (Still), Sonja Tobias (Porträt)



Äh, Mama geht die Spucke aus. Seit bald einer halben Stunde liest sie ihrer kleinen Tochter Lotti ihre Lieblingsgeschichten aus dem großen Bilderbuch vor. Von der Henne Helma, die die Gockel reinlegt. Dem Schweinemädchen Bella, das das erste Mal allein einkaufen geht, und dem kleinen Drachen, dem es einfach nicht gelingen will, ein Menschenkind zu erschrecken. Lotti ist dreieinhalb und kann – wie so viele Kinder – vom Vorlesen einfach nicht genug bekommen. Immer wieder fordert sie: „Mama, bitte noch eine Geschichte!“ Mit ihrer Begeisterung fürs Vorlesen ist Lotti nicht allein: 91 Prozent der Fünf- bis Zehnjährigen finden das Vorlesen (fast) immer toll. Eine beeindruckende Zahl. Sie ist das Ergebnis einer Befragung der Vorlesestudie 2015 von Stiftung Lesen, Deutsche Bahn Stiftung und der „Zeit“.

Eine Zahl, die nur einen Schluss zulässt: vorlesen, was die Stimmbänder hergeben. Und wenn man denkt, dass es heute doch schon sooo viele Bücher waren, dann sollte man, spätestens beim Zubettgehen, noch eins vorlesen. Viele Eltern jedoch fangen damit erst an, wenn die Kinder schon selbst sprechen können. So lange sollte man gar nicht warten, erklärt Melanie Würtz von der Stiftung Lesen: „Am besten ist es, möglichst früh mit dem Vorlesen zu beginnen – wobei Vorlesen hier als weiter Begriff gemeint ist und auch das gemeinsame, spielerische Betrachten von Bilderbüchern einschließt. Damit kann durchaus schon in den ersten Lebensmonaten des Kindes begonnen werden; auch Babys und Kleinkinder profitieren von der Nähe und der Zeit, die durch die Vorlesemomente gemeinsam verbracht wird.“ Auch eine groß angelegte amerikanische Studie kommt zu diesem Schluss: „Bereits in der frühesten Kindheit anzufangen, den ganz Kleinen vorzulesen, hat einen anhaltenden Effekt auf die Sprache und auf die frühe Lese- und Schreibkompetenz“, erläutert Carolyn Cates von der New York University School of Medicine. „Was sie lernen, wenn man ihnen als Kleinkind vorliest, hat vier Jahre später immer noch eine Wirkung, wenn sie kurz davorstehen, in die Schule zu kommen.“ Dazu gehört übrigens auch das gute alte Wimmelbuch. Es funktioniert wie ein Vokabelbuch, und man kann es in jeder Sprache benutzen.

Legt Babys erstes Bilderbuch den Grundstein fürs Lesen?

In den kinderzimmer-Kitas haben wir einen Bücherwagen in Form eines Hauses. Hier können die Kinder selbst Bücher auswählen und entdecken. Denn wir finden, dass Bücher der erste Schritt zu Bildung sind. Bildung sollte von klein auf zum Alltag gehören – wie der Bücherwagen, der auch Menschen unterschiedlicher Kulturen miteinander verbindet und hilft, die Sprache



Die Liebe zu Büchern fängt früh an – und hält das ganze Leben!



spielerisch zu erlernen. Doch Bücher allein sind nur der erste Schritt. Vor allem jüngere Kinder brauchen jemanden, der sie ihnen vorliest. „Ein angenehmes Sprechtempo sorgt dafür, dass das Kind der Geschichte gut folgen kann. Pausen, in denen das Kind Fragen stellen kann, helfen, die Aufmerksamkeit aufrechtzuerhalten“, erklärt Würtz und hat noch weitere Tipps für das Vorlesen: „Mit der Stimme, der Gestik und Mimik können die Handlungen in der Geschichte veranschaulicht werden, was das Verständnis gerade jüngerer Kinder unterstützt. Durch lauterer und leiserer Sprechen oder verschiedene Tonlagen für verschiedene Personen werden Texte lebendig.“

Doch abgesehen von gemeinsamer Zeit in gemütlicher Atmosphäre und Kuscheln – was macht das Vorlesen eigentlich mit Kindern? Verschiedene Studien belegen: „Lesen – also die Fähigkeit, Schrift zu erfassen und Texte zu verstehen – gehört zu den wichtigsten Kompetenzen unserer Gesellschaft. Erfolg im Beruf, persönliche Weiterentwicklung und gesellschaftliche Teilhabe setzen alle eine gute Lesefähigkeit voraus. Das Vorlesen in der Kindheit ist eng verknüpft mit Lesefreude und Lesekompetenz im Erwachsenenalter. So sind schon die Schulnoten von Kindern, denen häufig vorgelesen wurde, besser als die von Kindern, denen selten oder gar nicht vorgelesen worden ist“, fasst Melanie Würtz die Erkenntnisse der vergangenen Jahre zusammen.

Kinder, denen vorgelesen wird, werden musikalischer.

Legt also Babys erstes Bilderbuch den Grundstein für eine spätere Lesebegeisterung? Durchaus möglich. Doch vor allem im weiteren Verlauf helfen Geschichten den Kindern dabei, den Alltag besser zu verstehen. Anhand von Erzählungen können Konflikte veranschaulicht und erklärt werden. „Da Geschichten in der Regel eine Botschaft vermitteln, steigert Vorlesen außerdem die soziale Kompetenz der Kinder. Sie lernen durch die Geschichten, wie man Konflikte lösen oder mit anderen Problemen umgehen kann. Auch die Fähigkeit, sich in andere hineinzusetzen, ist bei Kindern, denen häufig vorgelesen wird, deutlich größer“, erklärt Melanie Würtz.

Ein simples Beispiel dafür bilden Bücher, die zwei- bis dreijährigen Kindern beim Trockenwerden helfen sollen. Meist geht es um eine Hauptfigur – Mensch oder Tier –, die lernt, auf die Toilette zu gehen. Ab und an aber passiert auch noch mal ein Malheur, und der Schlafanzug wird nachts nass. Schlimm? Gar nicht. Das vermitteln die Bücher. Und nicht nur die Kinder lernen anhand der Geschichten, dass das ganz normal ist und nichts, wofür sie sich

schämen müssten, sondern auch Eltern gibt es ein Stück Gelassenheit. Anschließend – und auch immer wieder zwischendurch – kann man das Gelesene mit dem Kind besprechen, empfiehlt Würtz: „Vorlese momente bieten Anlass zu Gesprächen über den Alltag oder Ereignisse, die das Kind beschäftigen. Das Vorlesen bietet also einen geschützten Raum für alle Fragen des Kindes. Die besondere Atmosphäre hilft den Kindern dabei, sich zu öffnen und eigene Gedanken zu entwickeln und mitzuteilen.“

Und genau das lernen Kinder durch das Vorlesen auch: Gedanken anhand von Sprache zu formulieren. „Das Sprachbewusstsein wird durch das Vorlesen auf spielerische Weise gefördert: Kinder entwickeln ein Gefühl für die Struktur der Sprache“, sagt Melanie Würtz. Wer auf einen umfangreichen Wortschatz zurückgreifen kann und vielleicht sogar zu abstrahieren und zu vergleichen versteht, kann sich gegenüber Eltern und Erziehern verständlicher machen. Aber auch Kindern, die schon gut sprechen und die dabei sind, lesen zu lernen, sollte weiter vorgelesen werden. Die Stiftung Lesen empfiehlt das sogar bis zum Ende der Grundschulzeit: „Es ist gerade für Leseanfänger schön, gemeinsam mit einem Elternteil oder einer Bezugsperson zu lesen und die schon etwas komplexer werdenden Texte zusammen zu entschlüsseln und darüber zu sprechen“, erklärt Würtz. Wichtig dabei ist, dem Alter entsprechende Geschichten auszuwählen, um Kinder weder zu langweilen noch zu überfordern – denn das kann Lesefrust auslösen. Als Faustregel gilt, dass die Hauptperson im Buch etwa so alt ist wie das Kind, dem vorgelesen wird.

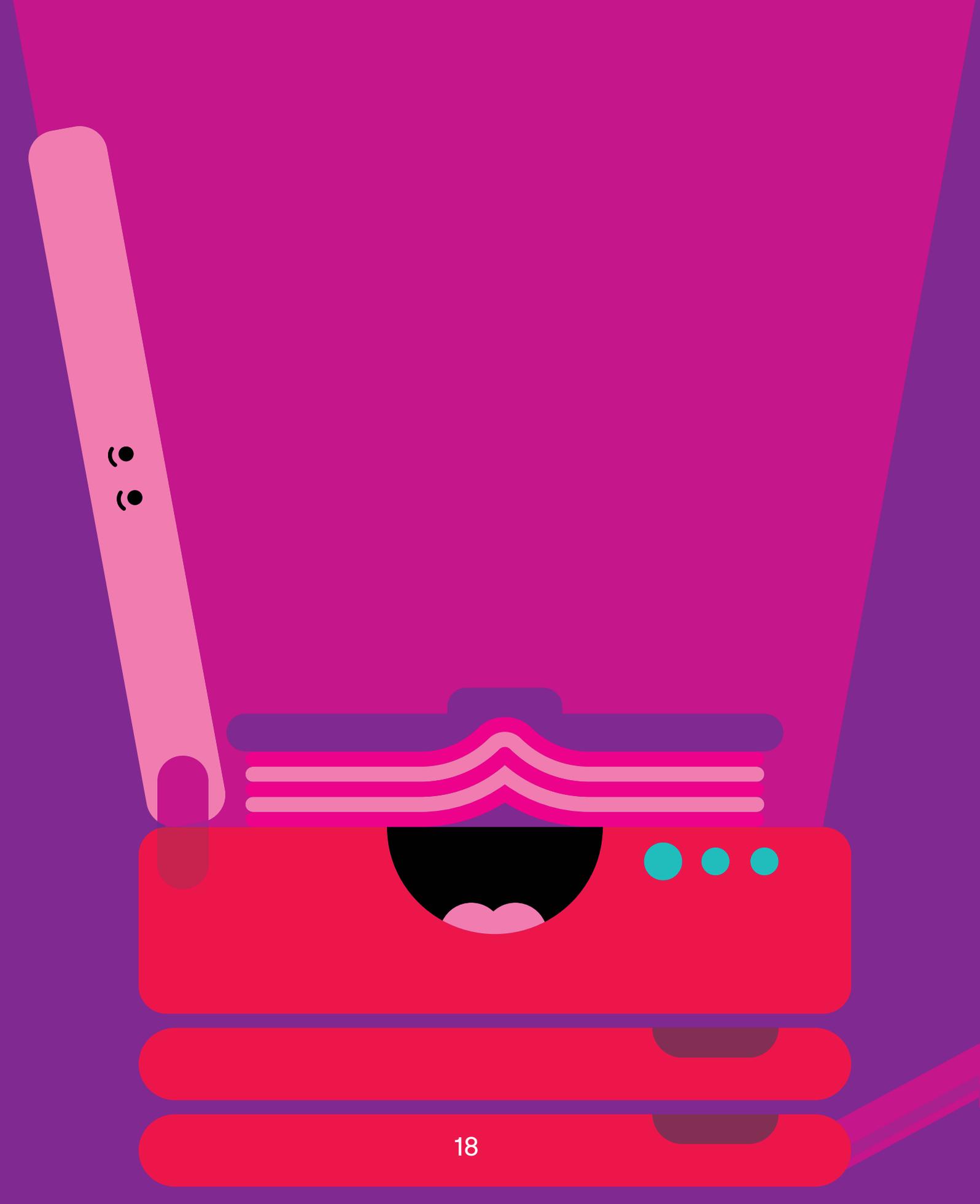
Lotti hat Glück: Zum Einschlafen gibt es noch eine kurze Geschichte extra. Kann ja nicht schaden, denkt Lottis Mama. Stimmt, denn wer Sorge haben sollte, durch das viele Vorlesen könne das Kind ein kleiner Nerd oder Stubenhocker werden, liegt falsch. Im Gegenteil zeigen Studien, dass Kinder, denen viel vorgelesen wird, sogar sportlicher und musikalischer sind. Wenn das Kind also beim nächsten Einkauf an der Box mit den Minibüchern stehen bleibt, anfängt zu blättern und sich ein neues Buch wünscht, darf diesem Wunsch sofort und ohne Zögern entsprochen werden.



Die kizi-Bibliothek: Chancengleichheit schreiben wir groß. Denn wir möchten allen Kindern und ihren Eltern Zugang zum Lesen und zu kultureller Bildung ermöglichen. Deshalb hat jedes Kinderzimmer Zugang zu einer Bibliothek und einem Bücherwagen, mit dem jedes Kind ein Buch für zu Hause ausleihen darf. Wir ermuntern so die Kinder, sich über Bücher auszutauschen, sich aktiv Zugang zur Kultur zu verschaffen. Das fördert auch ihre Sprachbildung.



Unsere Autorin hat ihre Kindheit und Jugend, neben Reiten und Tanzen, am liebsten lesend verbracht. Sie ist überzeugt: Bücher machen Leute. Wenn sie das 28. Mal ihrer kleinen Tochter „Rosa Räuberprinzessin“ vorliest, muss sie sich das nur immer und immer selbst versichern ...



Das Lesen ist schön.

„Lesen ist ein grenzenloses Abenteuer der Kindheit.“ Astrid Lindgren wusste wie keine Zweite, dass es nichts Besseres gibt, als beim Selberlesen oder beim Zuhören in spannendste Welten abzutauchen. Im Kinderzimmer sind die Krippenkinder vorrangig mit Bilderbüchern beschäftigt, aber auch die fördern ihren Spracherwerb und ihre Sprachkompetenz, weil es darum geht, Dinge beim Namen zu nennen, Gegenstände zuzuordnen oder Geschichten zuzuhören. Die Elementarkinder zeigen schon größeres Interesse an „richtigen“ Geschichten. Wer selbst ein Buch in die Hand nimmt, ist selbsttätig und muss nicht darauf warten, dass ihn jemand anders (zum Beispiel der Fernseher) unterhält. Und, ganz wichtig, lesen und über Symbole sprechen fördern die Produktion eigener Welten und Bilder im Kopf – das nennt man Fantasie! Bei sogenannten vorgefertigten Bildern aus Serien, Filmen oder Computerspielen und Apps, die den Kindern heute schon sehr früh begegnen, brauchen sie keine eigenen Bilder im Kopf herzustellen. Drum folgt an dieser Stelle: ein Hoch auf Geschichten, auf die Fantasie!



Mit einem guten Buch geht uns immer ein Licht auf!

Ab mit Euch nach Phantásien!

Lesen fördert eigentlich alles. Den Spracherwerb. Das Vokabular. Die Fantasie. Den Umgang miteinander. Lesekompetenz entscheidet über späteren Bildungserfolg und damit über gesellschaftliche Teilhabe. Und der Erwerb der Lesekompetenz beginnt ganz früh, im Kindergarten. So weit zur Vernunft. Und jetzt ab in die Unendlichkeit der Geschichten. Denn Bücher können mehr als bilden. Sie können Kindern Freunde sein. Das hilft später, wenn das Leben komplizierter wird. Bücher sind Beschützer für die Zarten, die mit Brille, die Zappeligen, die Ernstesten. Ein Plädoyer für ein Leben mit Geschichten.

Text: Sabine Cole Foto: Steven Errico



„Als ich ein kleiner Junge war“. So heißt ein Buch von Erich Kästner, in dem er erzählt, wie schwierig (oft) und schön (manchmal) es war, als er ein kleiner Junge war. Ich habe das Buch als Hörspiel gehört, als ich ein kleines Mädchen war. Ich kann die Platte bis heute mitsprechen (und dass ich ein kleines Mädchen war, ist verdammt lange her). Im Vorwort zu „Pünktchen und Anton“ schreibt Kästner, dass Erwachsene immer behaupten, die Kindheit sei die glücklichste Zeit. Und dass das eine Lüge sei, denn es gebe auch Kinder, die nicht immer glücklich sind. Und Kindertränen seien bitte auch ernst zu nehmen. Ich habe Dir das hoch angerechnet, Erich Kästner. Denn ich war ein ernstes Kind. Mit Brille. Und geschiedenen Eltern. Wie in „Das doppelte Lottchen“. Ich habe mir zwar nicht gewünscht, dass meine Eltern wieder zusammenkommen, aber es tat gut zu wissen, dass andere Kinder auch Probleme haben. In „Das fliegende Klassenzimmer“ gibt es einen Jungen, der ängstlich ist, einen, der kein Geld hat, und Kloppereien gibt es auch. Erich Kästner, ich kenne alle Deine Bücher.

In „Hannes Strohkopf“ von Janosch, auch so eine Platte, die sich in mein Kinderhirn gebrannt hat, da ist Hannes so verzweifelt, dass er sich ein Wunder wünscht. Von seinem Onkel in Amerika. Dieser schickt ihm ein Zauberpulver, mit dem er sich einen Indianer herbeizaubern kann, der für andere unsichtbar ist. Und der ihn beschützt. Ibi Upu heißt der Indianer, und ich kann das Zauberwort immer noch: „Knix Knax Knuberlax, faxibrax, keilifax...“ Na, lassen wir das. Sie werden

mir schon glauben. Der unsichtbare Indianer bestärkt Hannes. Und der kann plötzlich alles, weil er sich sicher fühlt. Er bekommt sogar ein Lob von seiner Lehrerin. In „Lari Fari Mogelzahn“ gibt es einen Affen, der ständig Lügengeschichten erzählt. Ich habe als Kind auch gelogen, dass sich die Balken gebogen haben. Meine Eltern, besonders mein Vater, haben mich sehr dafür geschimpft. Der ehrliche Löwe Hans will Lari Fari Mogelzahn beim Lügen ertappen und ihn dann auffressen. Er schafft es aber nie, weil er nicht der Hellste ist. Janosch, ich kenne alle Deine Bücher.

**„Knix Knax
Knuberlax,
faxibrax,
keilifax ...“**

In „Madita“, „Pippi Langstrumpf“, „Ronja Räubertochter“, in Bullerbü und in der Krachmacherstraße gibt es wilde, tapfere Mädchen mit Sommersprossen und strubbeligen Haaren. Beides traf auch auf mich zu. Madita ist sieben, sie traut sich was zu und springt sogar vom Kuhstalldach. Sie kämpft für ihre Freundinnen, sie hat Jungs als Freunde, Madita ist mein Mädchen-Idol gewesen. Ich mochte auch Pippi Langstrumpf. Aber Madita war mir näher. Astrid Lindgren, ich habe all Deine Bücher gelesen.

In „Die unendliche Geschichte“ wird Bastian von anderen Kindern schikaniert. Heute würde man sagen, gemobbt. Er flüchtet nach Phantasien und rettet die Kindliche Kaiserin und das ganze Reich. Ich habe auch „Momo“, „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ verschlungen. Und als Hörspiel rauf und runter gehört. Auch hier sind die Schwachen, die Einsamen, die Verlorenen, die Findelkinder die Helden. Michael Ende, ich habe all Deine Bücher gelesen.

Jetzt kann man sagen, na klar, das war früher. Heute, da haben die Kinder was anderes zu tun. Und lieben Geschichten mit Helden, die zaubern können, und witzige Bücher über Kids, die sich in Jugendsprache unterhalten. Man kann froh sein, wenn die überhaupt in ein Buch gucken. Dann wollen wir sie bloß nicht mit solchen Geschichten erschrecken!

Mein Sohn ist Sportler. Durch und durch. Er daddelt stundenlang „FIFA“ und „Wrestling“ auf der Playstation. Er guckt im Kino freiwillig nur Marvel-Filme mit Superhelden. Er will nachts für NBA-Spiele aufbleiben. Aber fragen Sie ihn nach seinen Lieblingsbüchern. Aktuell ist es „Wunder“ und ein weiteres, dessen Titel ich hier nicht preisgeben darf (er würde es als Verrat empfinden, weil es einen Blick in seine Seele zulässt). Als er ein kleinerer Junge war, liebte er zum Beispiel „Das war der Hirbel“ von Peter Härtling. Und das ist die Geschichte: Der Hirbel ist anders als andere, denn bei seiner Geburt ist etwas falsch gemacht worden. Er ist krank, hat oft Kopfschmerzen und auch Bauchweh von den Tabletten,

die er dauernd nehmen muss. Der Hirbel hat oft eine schreckliche Wut. Und er kann Haken schlagen wie ein Hase, wenn man ihn einfangen will. Als er einmal wegläuft aus dem Heim, schläft er zwischen Schafen, aber er denkt, dass es lauter Löwen sind, die ihn nachts wärmen. Immer wieder läuft der Hirbel fort, weil ihn niemand richtig versteht und weil er in ein anderes Land möchte. Dorthin, wo die Sonne gemacht wird auf den Bäumen.

Wir haben dieses Buch mehrmals zusammen gelesen. Auch mit anderen Kindern. Und alle verstehen und mögen, worum es in diesem Buch geht. Nämlich darum, so sein zu dürfen, wie man ist. Man muss keine Angst davor haben, wenn Kinderbücher echte, richtige Geschichten erzählen. Denn Kinder sind schlaue Leute. Sie wissen, dass die Welt nicht nur aus Einhörnern und Puzzles besteht. Bücher sind nämlich auch dann Freunde, wenn es etwas schwieriger wird im Leben. Und das fängt früh an.



Die Autorin empfiehlt außerdem „Kein Kuss für Mutter“ von Tomi Ungerer und überhaupt seine Bücher. Natürlich „Wo die wilden Kerle wohnen“ von Maurice Sendak und von Janosch noch „Komm nach Iglau, Krokodil“.



Ato, Nuni, Wa-wa ...

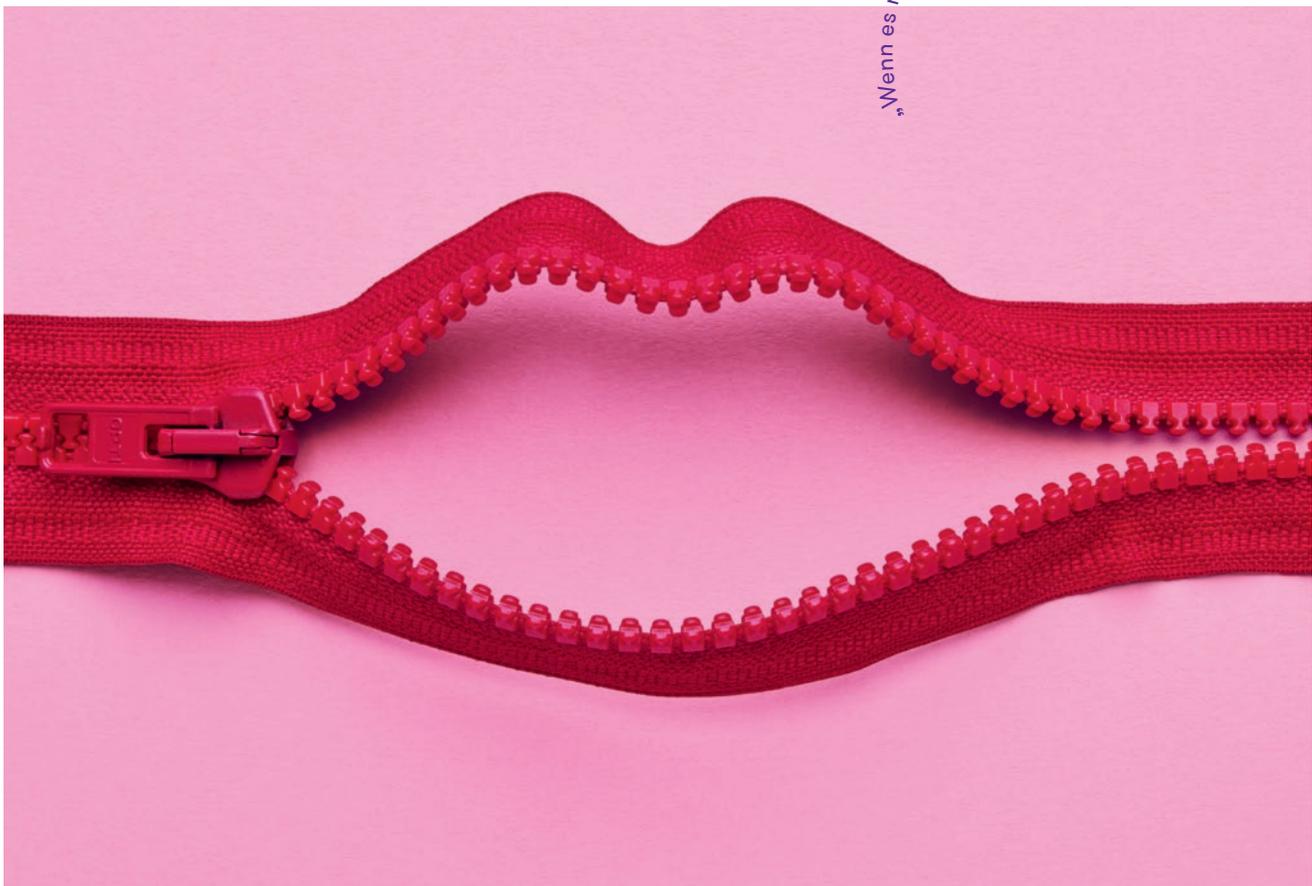
„Baba Nuni do“ – „ah, Papa soll Dir den Schnuller holen?“ Eltern sind doch immer noch die besten Dolmetscher – und Sprachlehrer. Ganz wichtig: viel miteinander reden. Denn lange bevor sie mit etwa einem Jahr die ersten Wörter sagen (meist „Mama“ oder „Papa“), verstehen Kinder bereits eine ganze Menge. Und während einige schon mit elf Monaten richtige Quasselstrippen sind, sind andere sehr viel zurückhaltender und brauchen doppelt so lange, bis sie richtig mit dem Reden anfangen. Das liegt oft auch am Umfeld: Vielleicht gibt es ältere Geschwister, die sprachlich weiter sind und den jüngeren alles „abnehmen“? Oder sehr sensible Eltern, die auf jede Geste gleich mit dem für ihr Kind positiven Verhalten reagieren? Dann liegt die Zurückhaltung vielleicht daran, dass das Kind nicht wirklich gefordert ist, sich sprachlich zu äußern. Manche Kinder sind auch von sich aus stiller als andere. Im Kinderzimmer haben wir nicht nur bei den Gesprächen und Liedern im Morgenkreis die Sprech- und Sprachentwicklung unserer Kinder im Blick – sondern hören nonstop zu, fragen nach und fordern die Kinder auf, sich mitzuteilen. Und das nicht nur, bis „Ato“, „Nuni“ und „Wa-wa“ zu „Auto“, „Schnuller“ und „Hund“ geworden sind.

Kinder erobern sich Sprache: Wie Eltern sie dabei fördern können.

Die Sprachentwicklung bei Kindern geht meist rasant voran. Sprache lernt sich in den meisten Fällen fast von selbst, und Kinder spielen gern mit neu erlernten Wörtern. Eltern können ihre Kinder dabei unterstützen.

Text: Christiane Schoppmann Foto: Bernd Westphal

„Wenn es nottut, dann reiß mich auf!“ (Dein Mund)



„Schau mal, Mama, eine Propelle!“ Max hat am Gartenteich eine Libelle entdeckt. Und tut das, was fast alle Zwei- bis Sechsjährigen leidenschaftlich gern tun: Er experimentiert, spielt und jongliert mit Sprache. Ganz nebenbei hat Max außerdem eine beeindruckende Übertragung geleistet: Mit Libelle assoziiert er aufgrund der rotierenden Flügelbewegung Hubschrauber, also Propeller, und verknüpft die beiden Begriffe Propeller und Libelle wegen des ähnlichen Wortklangs zu einem neuen Wort.

Das Beispiel zeigt: Sprechenlernen ist ein beeindruckendes Pingpong-Spiel zwischen unserem Gehirn und unserer Umwelt. Und wenn Kinder mit der gleichen Neugier und Entdeckerfreude an die Sprache herangehen wie an ihre Umwelt, dann entstehen solch originelle Wortkreationen wie im Beispiel bei Max. Sie machen nicht nur Kindern, sondern auch Eltern Spaß und zeigen, wie spannend Sprache und das Lernen und Spielen mit ihr sein können.

Sprache lernt sich – fast – von selbst.

Sprache ist mehr, als Ihr Kind äußert, also mehr als die gesprochene Sprache. Zur Sprache gehört auch das vielschichtige Regelsystem, das jedes Kind sich aufgrund seiner angeborenen Lernfähigkeit nach und nach aneignet (Sprachkompetenz). Gerade bei der Anwendung der sprachlichen Regeln kommt es im Alter zwischen zwei und fünf Jahren oft zu lustigen Analogiebildungen. Lernen Kinder beispielsweise die Regel, wie eine Vergangenheitsform von Verben gebildet wird (spielen – ich habe gespielt), so wenden sie sie natürlich so lange an (trinken – getrinkt), bis eine neue Regel (hinsichtlich der unregelmäßigen Verben) ihre Kenntnisse erweitert.

Niemand hat Max beigebracht, wie er neue Wörter lernt, sie ausspricht und zu Sätzen gruppiert. Kinder lernen Sprache wie von selbst. Und doch nicht ganz. Sie brauchen bestimmte körperliche Voraussetzungen (im Gehirn und bei den Sprechorganen) und eine Umgebung, die sie zum Sprechenlernen ermutigt.

Sprache ist mehr als Sprechen.

Sprache entwickelt sich in vier wichtigen Bereichen: der Aussprache (Artikulation), dem Wortschatz, der Grammatik und dem Sprachverständnis. Während sich Wortschatz und Sprachverständnis ein Leben lang weiterentwickeln, sollte ein Kind mit sechs, sieben Jahren seine Kenntnisse in Aussprache und Grammatik vollständig erworben haben. Die vier Bereiche entwickeln sich unabhängig voneinander: Hapert die Entwicklung beispielsweise in der Artikulation, so heißt das nicht, dass Ihr Kind seine Fähigkeiten in den anderen Bereichen (Wortschatz, Grammatik, Sprachverständnis) nicht altersgemäß ausbildet. Wieso es zu Versorgungsproblemen in der sprachlichen Entwicklung kommen kann und welche Schwierigkeiten kompetenter Hilfe bedürfen, erfahren Sie im Folgenden.

Aussprache.

Nach und nach vervollständigt ein Vorschulkind das Repertoire seiner Laute. Während Zwei- und Dreijährige einige Laute noch weglassen (Mil statt Milch) oder durch andere Laute ersetzen (detommt statt gekommen), beherrschen Vierjährige bereits Zischlaute und schwierige Konsonantenverbindungen (str-, spr-). Erstklässler sollten über alle Laute verfügen, auch das bislang noch niedliche Lispeln müsste jetzt verschwunden sein.

Probleme in der Artikulation sind häufig organischer Ursache. Die Sprach- und Hörorgane müssen vollständig entwickelt sein, damit Ihr Kind gut (aus)sprechen kann. Vielleicht ist die Mundmuskulatur noch nicht ausreichend ausgebildet, sodass die Kraft oder die Koordination zur Bildung bestimmter Laute nicht ausreicht. Hin und wieder kommt es vor, dass Kinder im Anschluss an eine Mittelohrentzündung nicht gut hören. Wenden Sie sich gleich an Ihren Kinderarzt, wenn Sie den Eindruck haben, Ihr Kind bekommt häufig Teile einer Unterhaltung nicht mit oder fragt auffallend häufig nach. Denn wer Laute akustisch nicht unterscheiden kann, kann sie auch niemals richtig aussprechen lernen.



Ein Kind muss aber auch intellektuell begreifen, dass Lautunterscheidungen Bedeutungsunterscheidungen bewirken. „Tasse“ und „Tasche“ beispielsweise bedeuten etwas Unterschiedliches, und es kann zu Missverständnissen führen, wenn sich die Aussprache ähnelt. Hier sind Sie als Eltern gefragt: Auch wenn Sie den sprachlichen Code Ihres Kindes bald beherrschen, machen Sie es ihm nicht zu leicht. Zeigen Sie durch ein positives Vorbild („korrekatives Feedback“, siehe unten), dass bestimmte Aussprachen missverständlich sind und wie die richtige Aussprache lautet.

Wortschatz.

Der kindliche Wortschatz entwickelt sich in geradezu rasanter Geschwindigkeit. Die Logopädin Martina Hasselmann rechnet vor, dass Sechsjährige, die im Durchschnitt 13.000 bis 14.000 Wörter kennen, in ihrem bisherigen Leben circa acht Wörter pro Tag gelernt haben. Für uns Erwachsene eine schier unvorstellbare Menge, denken wir nur daran, was uns das Vokabellernen einer Fremdsprache für Mühen abverlangt. Ab zwei Jahren, besonders wenn das Frage-Alter einsetzt, explodiert der kindliche Wortschatz geradezu. Das Kind lernt die Ichform, und Vierjährige benutzen auch andere Personalpronomen (du, ihr, wir und so weiter), Präpositionen (neben, bei, vor, unter ...) und die Begriffe für Farben und Formen. Schulanfängern sind in der Regel die Zahlen von eins bis zehn vertraut und erste abstrakte Begriffe wie „gerecht“ oder „unheimlich“.

Wie schnell sich der Wortschatz eines Kindes entwickelt, hängt nicht zuletzt davon ab, wie viel Anregung ihm seine Umwelt gibt. Kinder, die viel sehen und das Erlebte erklärt bekommen – auch in Bilderbüchern und Geschichten –, erweitern automatisch und spielerisch ihren Wortschatz.

Grammatik.

Grammatik bedeutet, richtige sprachliche Formen und Sätze zu bilden. Die Fähigkeit, Regelmäßigkeiten im Gehörten zu erkennen und daraus Regeln abzuleiten, ist grundsätzlich angeboren. Nach und nach erweitern Kinder im Vorschulalter ihr grammatikalisches Repertoire. Wenn sie eine neue Regel gelernt haben, können sie sie auf verwandte Fälle übertragen. So probieren sie

mit zwei Jahren erste Zwei- und Dreiwortsätze, beherrschen mit drei den Gebrauch von Nebensätzen („Wenn ich groß bin, ...“) und können spätestens im Schulalter komplexe Sätze formulieren, in denen Zeit- und Pluralformen richtig angewandt sind. Somit sind sie in der Lage, umfangreichere Sachverhalte zu erläutern, ja ganze Geschichten zu erzählen.

Auch bei der Grammatik gilt: Je besser das Vorbild, desto leichter entwickelt das Kind eine richtige Grammatik. Grammatik muss nicht erklärt werden. Es reicht, wenn Sie selbst richtig sprechen, Geschichten vorlesen und Ihrem Kind immer wieder die Möglichkeit geben, gesprochene Sprache zu erfahren. Natürlich sollten Sie Ihr Kind nicht überfordern. Bleiben Sie aber in Ihrem Sprachniveau ruhig ein wenig über den Fähigkeiten Ihres Kindes, damit ein Lernanreiz besteht.

Kommunikationsfähigkeit.

Sprache ist mehr als richtiges Sprechen. Damit Kinder sich in ihrer Sprache zu Hause fühlen, müssen sie in der Lage sein, anderen zuzuhören, sich in andere hineinzuversetzen, sie ausreden zu lassen. Sie sollten immer wieder erfahren, wie schön und erfolgreich es ist, sich mit anderen sprachlich zu verständigen. Das ist ein wichtiger Teil der kindlichen Sozialentwicklung. Der Entwicklungspsychologe Jean Piaget beschreibt diesen Schritt als Evolution von der „egozentrischen Sprache“ hin zur „sozialen Sprache“.

Ist alles okay? So finden Sie es heraus.

Wenn Sie das Gefühl haben, Ihr Kind kann aufgrund organischer Ursachen nicht richtig hören und/oder sprechen, sollten Sie gleich einen Kinderarzt oder Hals-Nasen-Ohren-Arzt aufsuchen. Ein Hör- oder Sprachtest kann schnell Aufschluss darüber geben, ob es organische Ursachen gibt, die häufig relativ leicht behoben werden können.

Stottert Ihr Kind, brauchen Sie sich nicht unbedingt zu sorgen. Häufig handelt es sich im Vorschulalter um das „Entwicklungsstottern“: Das Gehirn reift schneller als das sprachliche Koordinationssystem, einfach ausge-

drückt: Die Kinder denken schneller, als sie sprechen können. Diese Sprechstörung verschwindet mit der Zeit von selbst. Bleiben Sie ruhig, halten Sie Blickkontakt, wenn Ihr Kind spricht, und geben Sie ihm Zeit und Ruhe, sich auszudrücken.

Ist Ihre Beunruhigung allerdings eher diffus und allgemein, so vergessen Sie nicht, dass es keinen offiziellen Fahrplan für die richtige sprachliche Entwicklung gibt. Ein jedes Kind entwickelt sich auf seine Weise und in seinem Tempo. Wie Sie diese Entwicklung optimal begleiten können, lesen Sie weiter unten. Sicherlich können Sie den eigenen Sprössling vorsichtig mit Gleichaltrigen vergleichen, häufig aber verunsichert solch ein Vergleich eher. Deshalb ist es ratsam, bei kleinen Zweifeln den Rat von Profis einzuholen. Fragen Sie die Erzieherinnen und Erzieher nach ihrem Eindruck und wenden Sie sich sonst an Ihren Kinderarzt. Auch Hals-Nasen-Ohren-Ärzte können Ihnen weiterhelfen. Bei ernsthafteren Problemen stehen Sprachheilpädagogen, Logopäden oder sozialpädiatrische Zentren zur Verfügung. Darüber hinaus gibt es Sprachheilschulen und – in einigen Bundesländern – Sprachheilkindergärten, die sich auf die sprachliche Förderung von Kindern spezialisiert haben.

So fördern Sie die sprachliche Entwicklung Ihres Kindes.

Motivieren, ermutigen, die Freude an der Sprache wecken – auf diesen einfachen Nenner lässt sich die beste Förderung für Ihr Kind bringen. Statt zu ermahnen, zu kritisieren und zu korrigieren, ist eine positive Bestärkung viel hilfreicher. Spricht Ihr Kind ein Wort oder einen Satz falsch, so antworten Sie mit der richtigen Version des Wortes/Satzes. So lernt das Kind, ohne sich gemäßregelt zu fühlen.

Ein Beispiel. Kind: „Mama detinkt!“ Vater: „Ja, richtig. Mama hat ein Glas Saft getrunken. Sie hatte Durst.“

In diesem Beispiel fügt der Vater noch einen erklärenden Satz an. So hört das Kind einen weiteren wichtigen Begriff des Wortfeldes und erkennt einen kausalen Zusammenhang. Man spricht bei dieser positiven Art von Berichtigung von „korrektivem Feedback“.

Hier noch einige Tipps, wie Sie die Sprachentwicklung Ihres Kindes positiv beeinflussen können:

- Sprechen Sie klar und deutlich, langsam und verständlich.
- Wiederholen Sie Wörter und Sätze häufig.
- Ermahnen und verunsichern Sie Ihr Kind nie. Lassen Sie Ihr Kind nicht nachsprechen.
- Hören Sie geduldig zu, fragen Sie freundlich und interessiert nach, wenn Sie etwas nicht verstehen.
- Schaffen Sie eine gute Gesprächssituation: keine Nebengeräusche, keine Hektik, Blickkontakt.
- Verwenden Sie eine altersgemäße Sprache: nicht zu schwierig, aber keine Babysprache!
- Begleiten Sie Ihre Alltagshandlungen durch Sprache. Erklären Sie, was Sie tun.
- Wecken Sie Spaß und Interesse an Sprache durch Sprachspiele, Rätsel, Reime, Rollenspiele, Lieder.
- Lesen Sie viel vor.
- Sprechen Sie in Ihrer Muttersprache.

Fernsehen muss nicht schädlich sein.

Ist ein Kind gut entwickelt, wird ihm gelegentliches Fernsehen nicht schaden. Suchen Sie die Sendungen gemeinsam aus, und schauen Sie sich die Programme nach Möglichkeit auch gemeinsam an, damit Sie Fragen beantworten können. Man sollte sich allerdings nicht der Illusion hingeben, häufiger Fernsehkonsum könne Entwicklungsrückstände aufholen helfen. Im Gegenteil, sprachlich verzögerte Kinder sind sicherlich beim Fernsehen schnell überfordert. In jedem Fall – und das gilt für alle Kinder – ist es für die sprachliche Entwicklung Ihres Sprösslings das Allerbeste, häufig Geschichten zu erzählen oder vorzulesen. Auch Reime, Lieder, Wortspiele, Rätsel, Zungenbrecher, Teekesselchen, Wörterketten, Gedichte und Fingerspiele wecken Lust auf Sprache. Machen Sie sich gemeinsam und spielerisch auf die Reise ins spannende Universum der Laute, Wörter und Sätze.



Der Text erschien zuerst auf Kizz. Das Elternmagazin für die Kita-Zeit (www.herder.de/kizz). Er wurde fürs kiziPendum redaktionell bearbeitet.

Das sind mal bewegende Worte.

Bewegung tut der Sprache gut, davon ist nicht nur die Sportpädagogin und Universitätsprofessorin Dr. Renate Zimmer überzeugt. Wir wollten von ihr wissen, wie eng die motorische und die sprachliche Entwicklung bei Kindern zusammenhängen und wie man Sprache durch Bewegung fördern kann.

Interview: Monika Obrist Fotos: Daniel Truta, Tang Ming Tung



Hüpf, hüpf – und wieder ein neues Wort gelernt! Wie? Durch Bewegung.



Wie genau hängt die sprachliche Entwicklung eines Kindes mit Bewegung zusammen?

Lange bevor sie Wörter benutzen, teilen Kinder sich bereits über Gesten, Gebärden, durch ihren Körper mit. Säuglinge drücken zum Beispiel Wohlbefinden aus, indem sie mit den Armen und Beinen strampeln, oder sie signalisieren Abwehr. Die zunehmende Beherrschung des Körpers und der Sprache eröffnet dem Kind den Weg in die Selbstständigkeit. Sprache baut immer auf Handeln auf: Am Anfang steht das körperlich-sinnliche Erkunden einer Sache, dann erst erfolgt die sprachliche Entwicklung. „Ball springt“, sagt das Kind, aber nicht vor, sondern nach der Beschäftigung mit dem Ball.

Ist Bewegung damit besonders in den ersten Jahren wichtig?

Sie ist unverzichtbar. Der Spracherwerb ist eng mit der kognitiven Entwicklung eines Kindes verbunden. Dass ein Ball rund ist, auf dem Boden rollt und hochspringt, wenn man ihn fallen lässt – dieses Wissen hat das Kind aufgrund von Erfahrungen durch Wahrnehmung und Bewegung. Die Bedeutung von „langsam, schnell, hoch, tief, rund“ und so weiter lernt das Kind nur durch Bewegungshandlungen. So werden durch das Handeln gewonnene Erfahrungen in Verbindung mit der Sprache zu Begriffen. Man kann sogar sagen, dass Sprache zuerst ein körperlich motorischer Vorgang ist. Wir wissen zudem aus der Gehirnforschung, dass die Sinnes-tätigkeit und die körperliche Aktivität des Kindes für die Entwicklung des Gehirns entscheidend sind.

Kann der Zusammenhang zwischen motorischer Entwicklung und sprachlicher Entwicklung eines Kindes nachgewiesen werden?

Studien belegen, dass es einen engen Zusammenhang insbesondere zwischen der feinmotorischen Entwicklung und der sprachlichen Entwicklung eines Kindes gibt. Kinder, die in diesen Untersuchungen eine schlechte Leistung im Bereich der Feinmotorik gezeigt haben, hatten häufiger auch Störungen bei der Aussprache.

Dann sollte Sprachförderung also immer auch Bewegungsförderung sein?

Ich beobachte in den vergangenen Jahren den besorgniserregenden Trend zur isolierten Förderung der sprachlichen Kompetenzen. Viele Materialien auf dem Markt betrachten Sprachförderung sehr isoliert. Dabei muss Sprachförderung nicht losgelöst von den alltäglichen Aktivitäten zum Beispiel im Kindergarten be-

trachtet werden oder als Zusatzangebot gelten, sondern kann gut in den Alltag eingebunden und mit anderen Bildungsbereichen verknüpft werden. Damit werden die Interessen und Bedürfnisse der Kinder berücksichtigt, denn die haben meist kein Interesse an der Sprache an sich, sondern benutzen sie eher als Mittel zum Zweck. Besondere Chancen bietet dabei die Bewegung.

Was sollte bei einer bewegungsorientierten Sprachförderung im Vordergrund stehen?

Bei einer bewegungsorientierten Sprachförderung von Kindern sollte das Grundanliegen darin bestehen, eine anregungsreiche, zum Handeln auffordernde Umwelt zu schaffen, in der das Kind seinen Körper, Bewegung, Sprache und Stimme gleichermaßen einsetzen darf. Bevorzugtes Mittel ist dabei das Spiel. Die sprachfördernde Wirkung entfaltet sich dabei eher indirekt und beruht insbesondere auf den vielfältigen Sprech-anlässen, die sich beim gemeinsamen Spiel ergeben.

Ist unsere Lernkultur, die eher mit der Vorstellung vom Stillsitzen verknüpft ist, falsche Wege gegangen?

Die herkömmliche Schule mit einem traditionellen Sitzunterricht ohne Bewegungspausen ist eine Missachtung des Körpers. Bewegung unterstützt das Lernen, sie aktiviert das körpereigene Belohnungssystem, fördert die Wachheit und Aufmerksamkeit und hat günstige Auswirkungen auf das Wohlbefinden und die Leistungsfähigkeit. Ein Kind, das sich bewegen durfte, entwickelt dann auch wieder das Bedürfnis nach Ruhe.



Dieser Text erschien erstmals in dem Magazin „Die Südtiroler Frau“. Er wurde fürs kiziPendum redaktionell bearbeitet.



Winke, winke, Hände hoch!

Warum zieht Papa die Augenbraue so hoch, wenn ich ohne Anorak nach draußen will? Warum guckt Pepe so traurig, wenn ihm Lisa den Teddy wegnimmt? Warum hebt Mama die Hand, wenn sie laut „Stopp“ ruft? Und manche Menschen unterhalten sich nur in Zeichensprache, das sieht aus wie ein Tanz mit den Armen. Manchmal ist Kommunikation nicht so klar, wie wir sie immer anstreben, weil wir auch über Signale miteinander sprechen. Kleine Gesten oder die Mimik sprechen eine feine Sprache, die man ebenfalls erst mal verstehen muss! Klarer wird es, wenn Mama und Papa morgens winken – das verstehen ja schon Babys, dass es „Tschüss, bis später!“ heißt. Im Kinderzimmer helfen uns Gesten und Zeichensprache auch dabei, bestimmte Wörter zu betonen: Wenn wir das Herbstlied singen und die Blätter fallen, schütteln wir die Hand, das stellt den Baum im Wind dar – nonverbale Kommunikation wird großgeschrieben.

Zeig mir, was Du meinst!

Menschen sagen viel – auch ohne Worte. Für Kinder gilt dies ganz besonders, sie beobachten Gestik, Mimik und Körperhaltung in ihrem Umfeld genau – und setzen sie schließlich selbst ein. Die Zeigegeste gilt dabei auch als Startschuss für das Sprechen.

Text: Christian Heinrich Fotos: Benne Ochs

Wer hat das Spielzeug von Jonas weggenommen? Die Erzieherin braucht gar keine Antwort abzuwarten, ein Blick in die Runde reicht. Die Schultern der dreijährigen Isabel hängen herunter, den Kopf hat sie leicht eingezogen. Da versteckt sie das Gesicht hinter ihren Händen – sie wünscht sich, nicht an der Situation beteiligt zu sein.

„Man kann nicht nicht kommunizieren“, hat der berühmte Psychologe Paul Watzlawick einmal geschrieben. Im Fall von Isabel bedeutet das: Selbst wenn sie nichts sagt, sagt sie etwas. Sie gibt unfreiwillig zu, dass sie das Spielzeug genommen hat, durch Gesten, durch die Körperhaltung, durch ihren Blick. Diese Art von Kommu-

nikation wird auch nonverbal genannt. Sie umfasst alles, was nicht mit dem gesprochenen Wort zu tun hat: Mimik, Gestik, Berührungen, Körperhaltung und Bewegung, Blickkontakt. Psychologen gehen davon aus, dass über die Hälfte der Kommunikation so abläuft, über Körpersprache, Mimik und Gestik. Wir vermitteln durch diese nonverbale Kommunikation also mehr als über die Worte, die wir sagen. Das gilt gleichermaßen für Erwachsene wie für Kinder. Bei Kindern, die der Sprache noch nicht in allen Nuancen mächtig sind, nimmt die nonverbale Kommunikation eine besondere Rolle ein. Denn so haben sie eine weitere Möglichkeit, sich auszudrücken und von ihrem Innern etwas preiszugeben. Dabei geht es – übrigens



Das kizi-Interview – ganz ohne Worte ...

Brandon Richter ist 24 Jahre alt und Pädagoge im Kinderzimmer Dorotheenstraße. Geboren wurde er in Alaska, seit dreieinhalb Jahren lebt er in Hamburg. Als Native Speaker ist er seit März englischsprachiger Betreuer in der „Elephant“-Gruppe. Wir wollten von Brandon ein paar Antworten zu seinem Kita-Alltag. Aber natürlich passend zum Thema: ohne zu reden!



Wie begrüßen Dich die Kinder morgens?



Was kannst Du, was andere Erzieher nicht können?



Ein Kinderblick, wenn es Spinat gibt?



Was war das Schwierigste am Deutschlernen?



Was ist das Schönste am Erziehersein?



Wie erklärst Du Eltern, dass die Handschuhe weg sind?



Wie siehst Du abends nach einem Kitatag aus?

auch beim Erwachsenen – zum Beispiel darum, eigene Einstellungen zu vermitteln. Wenn Sie etwa erzählen, dass Sie heute zu Oma und Opa gehen, und Ihr Kind zieht die Schuhe an, dann kann das zeigen, dass Oma und Opa hoch im Kurs stehen. Sogar Persönlichkeitseigenschaften können nonverbal übermittelt werden, etwa wenn ein Junge sich wegdreht, weil er schüchtern ist.

In Deutschland allerdings haben insbesondere Gesten kulturell nicht immer ein gutes Image. Auf eine Person zeigt man nicht, und wer viel gestikuliert, kann sich nicht richtig ausdrücken, ist nervös und fahrig. Aber man tut den Gesten Unrecht. Wissenschaftliche Untersuchungen konnten zum Beispiel zeigen, dass intelligente Kinder im Kindergartenalter überdurchschnittlich viel beim Sprechen gestikulieren.

Kinder benutzen Gestik, um sprechen zu lernen.

Offenbar greifen Kinder darauf zurück, dass Gesten auch als Lernhelfer dienen können. Diese Erfahrung machen Kinder schon in jungen Jahren, während des Spracherwerbs. So kombinieren Kleinkinder Wort und Geste, bevor sie sogenannte Zweiwortsätze bilden. Zum Beispiel sagen sie „Mama“ und zeigen auf einen leeren Stuhl, auf dem die Mama beim Essen gewöhnlich sitzt, bevor sie sagen „Mama Stuhl“. Die Zeigegeste dient dem Kind dazu, eine Antwort von den Eltern zu bekommen: „Ja, auf diesem Stuhl sitzt Mama normalerweise.“ Zusätzlich könnte das Zeigen auch eine direkte Hilfe für das Wörterlernen sein: Indem ein Kind auf etwas deutet, wird womöglich im Kleinkindalter der Benennungsprozess in Gang gesetzt, vermuten Sprachwissenschaftler.

So gilt die Zeigegeste auch als Startschuss für das Sprechen. Denn ein Kind, das auf etwas deutet, hat zwei wesentliche Dinge verstanden: dass man mit seinem Verhalten Wahrnehmung, Denken und Handeln anderer beeinflussen kann. Und dass dies nur funktioniert, wenn der andere aufmerksam ist. Die Grundlagen der Kommunikation.

Entsprechend fungieren Gesten natürlich auch als zweite Sprache, deshalb spricht man von Körpersprache. Was wir wissen, aber nicht mit Worten ausdrücken können, beschreiben wir mit Gesten. Vieles davon läuft unbewusst

ab wie im Falle von Isabel, die Signale der Körpersprache werden daher oft als „wahr“ und „echter“ angesehen. Dabei dient die nonverbale Kommunikation gleich in mehrerlei Hinsicht als Ausdrucksform für Kinder und auch Erwachsene. Einerseits kann man soziale Situationen steuern – wenn man sich zum Beispiel aus einem Gespräch verabschieden möchte, wendet man sich zum Gehen. Aber die nonverbale Kommunikation dient auch zur Selbstdarstellung: Man zeigt, wie man sich fühlt, etwa durch Lächeln, Nicken oder indem man den Kopf in die Seite legt. Man kommuniziert immer und in jedem Moment durch die Körpersprache.

Kinder lernen viel per Nachahmung. Zeigen auch Sie als Eltern Ihrem Kind die Möglichkeiten der nonverbalen Kommunikation. Meistens macht man das als Mutter oder Vater beim Baby intuitiv: Man sagt Nein und schüttelt dabei ausgiebig den Kopf, man erzählt von einem großen Spielplatz und breitet dabei die Arme aus und so weiter. Behalten Sie das ruhig bei, wenn Ihr Kind älter wird.

In anderen Kulturen haben uns vertraute Gesten übrigens manchmal eine ganz andere Bedeutung. Da ist zum Beispiel der nach oben gereckte Daumen: In Mitteleuropa wird er als Zeichen des Triumphs oder der Zustimmung genutzt. In vielen arabischen Ländern, in Russland und in Teilen Afrikas hingegen wird diese Geste als obszöne Beleidigung aufgefasst. Zu Missverständnissen kann es eben auch in der nonverbalen Kommunikation kommen.



Unser Autor ist entzückt und beeindruckt, mit welcher Inbrunst seine vierjährigen Zwillinge Körpersprache nutzen. Wenn sie etwas nicht wissen, ziehen sie die Schultern derart hoch, dass sie fast neben den Ohren stehen, und machen dazu eine ausladende Handbewegung. Er hat sich das längst auch angewöhnt.

Zu dem Bilder-Interview mit Brandon hat uns die Rubrik „Sagen Sie jetzt nichts“ aus dem „Süddeutsche Zeitung Magazin“ inspiriert.



Am Anfang war das Aaaaaah.

Jeder Buchstabe steht für einen Laut, und wenn man diese Laute zusammensetzt, entstehen Wörter. Die meisten Wörter ergeben Sinn und helfen einem dabei, sich zu unterhalten. Buchstaben zu lernen oder sogar zu lesen ist für Kitakinder natürlich noch nicht elementar, aber wenn sie ein großes Interesse am Lesen zeigen oder Begabung im Sprechen, können wir ganz behutsam damit anfangen, mit ihnen das Lesen und Schreiben zu lernen. Wie? Erst mal, indem wir hören, wie Buchstaben klingen, mit dem Kind seinen Namen schreiben oder überlegen, welche Wörter noch mit demselben Buchstaben anfangen. A wie: Aller Anfang ist schwer! Und wie: Aber zusammen schaffen wir das.

Du, Papa, was steht da?

Am Ende des Kindergartens sind viele Kinder in Sachen Schrift bereits zu einer enormen motorischen und kognitiven Leistung fähig. Manche können sogar schon ihren eigenen Namen oder zumindest den Anfangsbuchstaben schreiben. Auf der Reise bis zur Einschulung können Sie Ihr Kind begleiten und unterstützen.

Text: Christian Heinrich Fotos: Sonja Tobias

Der Weg zur Schrift, zum geschriebenen Wort, ist für Kinder die Sprache. Dass die Schrift auch etwas mit gesprochenen Wörtern zu tun hat, wird für sie im Laufe der ersten Jahre von selbst klar: Wenn Papa ein Buch mit diesen kleinen schwarzen Zeichen öffnet, die er Buchstaben nennt, dann erzählt er eine Geschichte, die offenbar in diesen Buchstaben drin ist, irgendwie – Vorlesen nennt man das. So in etwa wird Ihr Kind die Schrift anfangs wahrnehmen. Der Schrift begegnen Kinder dabei nicht nur in Büchern, auch auf Einkaufszetteln, Schildern, Plakaten, eigentlich überall. Schließlich folgt

regelmäßig die Bitte an Mama oder Papa: „Lies mal vor!“ Oder: „Was steht hier, was heißt das?“

Im Laufe der Zeit lernen Kinder so auch die Regeln und Konventionen der Schriftsprache gewissermaßen nebenbei kennen. Zum Beispiel, was eine Zeile ist, dass man sie von links nach rechts und eine Seite von oben nach unten liest. Und irgendwann kommt es zu ersten konkreten Wiedererkennungseffekten, die über die Erkenntnis „Das ist Schrift“ hinausgehen. Ihr Kind betrachtet jeden Tag in der Kita kurz das Schild an seinem







Buchstabenalat? Da nimmt man am besten erst mal kurze Wörter.

Fach, und dann ist da die Erzieherin, die immer das Gleiche unter die gemalten Bilder für die Eltern schreibt, zu Hause sieht zum Beispiel dieses Eingestickte am Kissen genauso aus – bis schließlich der erste Buchstabe des eigenen Namens und irgendwann der ganze Name als wiedererkennbare Einheit abgespeichert ist! Und dann wird, obwohl man die Buchstaben ja noch nicht entziffern kann, langsam laut vorgelesen: E-le-na.

Ob Kinder die Funktion von Schrift – dass sie nicht einfach nur „Schrift“ ist, sondern dass jede Form und Anordnung jeweils etwas ganz Bestimmtes ausdrückt – wirklich wahrnehmen können, das lässt sich gut mit einem sogenannten gezinkten Memory feststellen. Sie können es leicht zu Hause anfertigen: Beschriften Sie Memorykarten auf der Rückseite mit Buchstaben, jedes Paar bekommt jeweils einen Buchstaben. Wenn nun die verdeckten Karten auf dem Tisch liegen, kann man die Paare anhand der gleichen Buchstaben erkennen. „Dann wäre das Memory ja witzlos“, mögen Sie denken. Aber die Kinder müssen erst eine Beziehung zwischen der Schrift auf der Oberseite und den verdeckten Bildern auf der Rückseite herstellen, das ist für sie nicht selbstverständlich. Erst wenn es gelingt, haben sie die Funktion von Schrift erkannt.

Wann Kinder das ohne Hilfestellung bemerken und bei der Auswahl der Karten umsetzen, ist ganz unterschiedlich. Die meisten schaffen es zur Einschulung, eine entsprechende Verbindung herzustellen. Für die allermeisten Dreijährigen hingegen ist der Gedanke, dass beim gleichen Buchstaben auch jeweils das gleiche Bild darunter ist, noch zu abstrakt.

Schrift ist Abstraktion pur. Kleine, immer gleiche Zeichen, die nach bestimmten Regeln aneinandergereiht und kombiniert werden: Mit diesem Konzept kann ein kleiner Mensch oft erst allmählich etwas anfangen. Und dann ist da noch die Tatsache, dass bei der Schrift ein unmittelbarer Gesprächspartner fehlt: Saskias Nachricht wird ihre Freundin vielleicht erst in ein paar Stunden oder gar Tagen lesen. Eine für Kinder ungewohnte

Verschiebung von Zeitebenen. Erst langsam eignen sich Kinder solche Prinzipien und damit das System der Schrift an. Dabei ist oft Geduld gefragt: Dass anfangs zum Beispiel keine richtigen Wortgrenzen beim Schreiben gesetzt werden können, ist kein Defizit, sondern eine normale Entwicklungsstufe.

Um den enormen Lernprozess nicht unnötig zu erschweren, sollten Sie als Erwachsene versuchen, das Lesen und Schreiben aus der Sicht der Lernenden zu betrachten. Das bedeutet unter anderem: Die Buchstaben sollten nicht in ihrer üblichen Form ausgesprochen werden, also B nicht als „be“. Auch wenn viele Kinder vor der Schule das ABC so aufsagen wie wir Erwachsenen, so ist das für den weiteren Schriftspracherwerb doch nicht hilfreich: In der Folge könnten sie beispielsweise das Wort „Ente“ womöglich mit den beiden Buchstaben „NT“ verschriften, denn N sprechen sie als „en“ aus und T als „te“. Um solche Irreführungen zu vermeiden, ist es ratsam, wenn Sie Ihrem Kind die Laute beibringen: ein M als „mmmh“, ein F als „ffff“ und so weiter.

Drängen Sie nicht zu sehr, sonst vergeht Ihrem Kind die Lust.

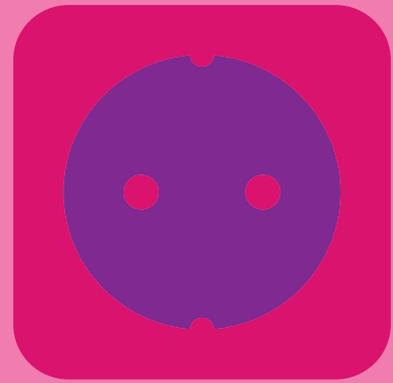
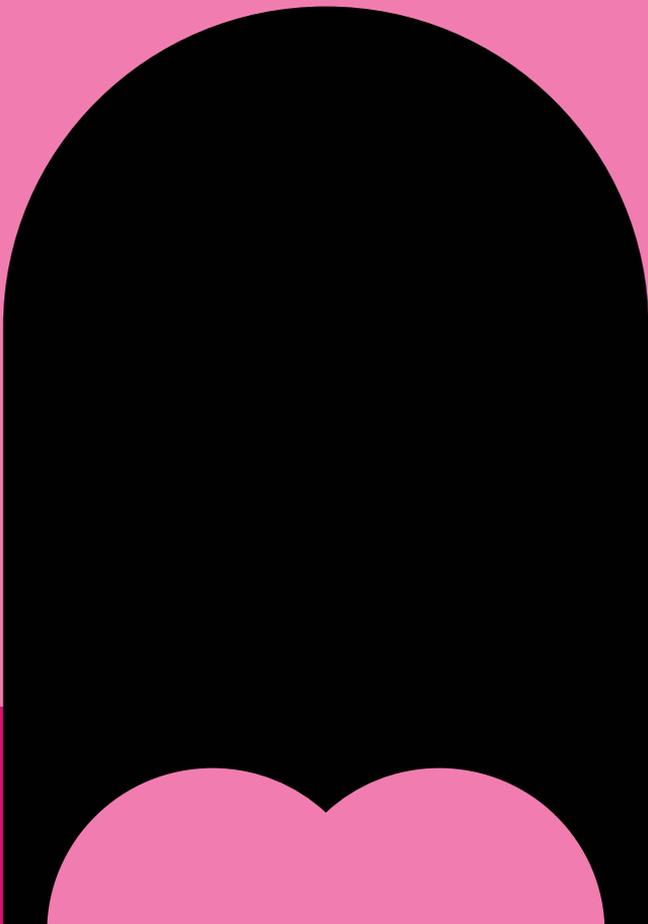
Daneben sollten Sie, um Ihrem Kind den Weg zur Schriftsprache zu erleichtern, sich klarmachen: Der erste Schritt in Richtung Schrift ist immer die gesprochene Sprache. Je mehr Sie mit Ihrem Kind lesen und sprechen, desto besser wird seine Fähigkeit, Sprache bewusst und gezielt zu benutzen.

Kinder, denen viel vorgelesen wird oder die viele Geschichten hören, sind besser in der Lage, zwischen einer Schriftsprache und einer gesprochenen Sprache zu unterscheiden. Im Deutschen ist dieser Unterschied besonders durch die Wahl der Vergangenheitsform gekennzeichnet. Beim alltäglichen Sprechen benutzt man das Perfekt: „Toni hat am Morgen mit Johanna gespielt.“ In einer (gedruckten) Geschichte steht hingegen meist das Imperfekt, auch Präteritum genannt: „Toni spielte am Morgen mit Johanna.“ Im Laufe der Zeit können Kinder diese verschiedenen Erzählformen bewusst einsetzen, je nach Zusammenhang: Wenn sie von ihrem Tag berichten, benutzen sie das Perfekt; wenn sie eine Geschichte erzählen, verwenden sie passenderweise das Imperfekt. Wer zu solchen Unterscheidungen fähig ist, der wird auch leichter die Regeln der Schriftsprache begreifen.

Wenn man weiß, wie ein Wort klingt, ist der Schritt zum Buchstaben und zur Schrift leicht. Sie können Wörter durch Rhythmus in Silben zerlegen oder klatschen: E-le-fant, Te-le-fo-n ... Auch Reimen ist super, denn durch „Hose, Rose, Dose ...“ bekommen Kinder ein Gefühl für fast gleiche Wörter.

Neben der direkten Sprachförderung können Sie die feinmotorischen Fähigkeiten Ihres Kindes fördern. Das Kritzeln, Ausmalen und später Malen von Bildern ist natürlich hilfreich, aber auch Kneten oder das Brot selbst zu schmieren bringt etwas – alles, was die Hände trainiert. Und es gibt eine Reihe von Lernbüchern für Fünf- und Sechsjährige, mit denen sich das Schreiben erster Buchstaben trainieren lässt. Aber Vorsicht: Drängen Sie Ihr Kind nicht zu sehr, sonst vergeht die Lust – und das richtet weit mehr Schaden an, als es nutzt. Irgendwann wird von selbst das Bedürfnis kommen, dieses Schriftbuch mal auszuprobieren.

Am Anfang war das Wort. Das erste geschriebene Wort: der eigene Name. Was dann folgt, ist die Entdeckung des Schreibens, des Lesens – des Universums der geschriebenen Sprache.



Wo kommt Mausi her?

„Wie bitte? Kannst Du das noch mal sagen?“ Wenn Sie denken: Ich hör nicht richtig, dann haben Sie meist falsch gedacht. Denn Kinder sprechen so, wie es für sie eben Sinn ergibt – ohne Rücksicht auf Grammatik, Logik oder Aussprache. Aber genau deshalb sollten Wertschätzung und Zuhören immer Grundlagen des Gesprächs sein. Das gilt für Sie als Eltern und für uns als Erziehende – Kinder sind unaufmerksamer bei Menschen, von denen sie sich nicht ernst genommen fühlen. Wenn Kinder etwas falsch aussprechen, etwa „Bimme“ sagen, sollte man sie nicht korrigieren, sondern beipflichten, indem man das Wort richtig ausspricht: „Stimmt, das ist eine Birne.“ Man muss aber mit einem Dreijährigen auch nicht sprechen wie mit dem Notar, weshalb Kosenamen (Hasi! Maus! Pupsi!) und Babysprache manchmal okay sind. Im Kinderzimmer haben wir ein paar feste Regeln, was das Miteinandersprechen angeht: Wir hören etwa im Morgenkreis einander zu, niemand wird unterbrochen, der gerade eine Geschichte erzählt, und niemand wird ausgelacht. Das gehört bei uns zu einer guten Sprachkultur. Und wir nennen kein Kind Maus, sondern sagen immer den Vornamen.

Soll das witzig sein?

Ab etwa drei Jahren finden kleine Kinder Schimpf- und Ärgerwörter total lustig. Sie könnten sich kringelig lachen über Begriffe wie Pups, Kacka und manchmal auch das Sch-Wort. Warum ist das eigentlich so? Ein Gespräch mit Dr. Kareen Seidler vom Deutschen Institut für Humor über Witze, kindliche Fäkalsprache und die Grenzen des Humors.

Text: Catharina König Fotos: Bernd Westphal (Still), People Photography (Porträt)





Pffröööööt! Und jetzt bitte alle mal schlapp lachen...



Witzig: komm raus, Du bist umzingelt! Dr. Kareen Seidler, leicht humorisiert!

Meine vierjährige Tochter liebt das Wort „Kacka“ und lacht sich jedes Mal schlapp, wenn sie es sagt. Und sie sagt es oft. Was habe ich falsch gemacht?

Überhaupt nichts. Das ist völlig normal. Wenn auch für Eltern etwas nervig.

„Pups“, „Kacka“, „Pipiwurst“ – warum finden Kinder Fäkalsprache so unfassbar witzig?

Kleinkinder lernen, aufs Töpfchen zu gehen, nachts nicht ins Bett zu machen. Sie lernen, wie ihr Körper funktioniert, ihren Körper zu kontrollieren. Das beschäftigt sie. Und das, was sie beschäftigt, ist hervorragend als Witzmaterial geeignet. Das verarbeiten sie dann in der Sprache, die ihnen zur Verfügung steht.

Gibt es Grenzen bei der Wortwahl? Also, wann sollte ich mein Kind vielleicht darauf hinweisen, dass dieses Wort nicht okay ist?

Das liegt im Auge des Betrachters. In manchen Familien ist das Sch-Wort okay. In anderen Familien darf es nur in äußersten Notfällen verwendet werden, nicht beliebig. Und in einigen Familien ist es ganz verboten. Je mehr Bedeutung Sie einem „verbotenen“ Wort geben, je aufgebrachter Sie als Erwachsener darauf reagieren, desto klarer wird der Tabubruch – und desto witziger finden es die Kinder. „Kacka“ kann man also auch einfach mal ignorieren. Dann wird es schnell uninteressant. Wenn allerdings Worte genutzt werden, um einen anderen Menschen zu verletzen, dann sollte man den Kindern in Ruhe erklären, warum das nicht in Ordnung ist.

Und falls ein Kind über etwas nicht Witziges lacht oder – aus Versehen – jemanden auslacht? Wie mache ich dem Kind dann klar, dass das nicht okay ist, ohne das Kind zu belehren oder in seiner Humorentfaltung einzuschränken?

Nicht witzig gibt es im Prinzip nicht. Was witzig ist, entscheidet jeder Mensch für sich selbst. Dem Kind kann man sagen: „Ich finde das nicht witzig.“ Und beim Auslachen kann man mit den Kindern besprechen, wie sich der Ausgelachte wohl fühlt und dass es ihn traurig macht. Um das richtig nachvollziehen zu können, muss die Empathie schon etwas weiterentwickelt sein. Ein Kind kann auch lernen, dass Humor ein zweischneidiges Schwert ist, dass man damit andere verletzen kann. Nicht alles, was das Kind selbst lustig findet, finden andere lustig. Humor sollte zur Situation und zum

Gegenüber passen. Aber das müssen auch manche Erwachsene noch lernen ...

Ab wann verstehen Kinder denn Humor?

Kinder verstehen Humor recht früh. Nur vielleicht eben nicht den Erwachsenenhumor. Kinder haben ihren ganz eigenen Humor. Babys lachen, wenn sie gekitzelt werden. Zuerst mögen Kinder Slapstick-Humor und physischen, körperlichen Humor – etwa wenn man eine Socke auf den Kopf setzt oder wenn ein Hund miaut. Also Dinge, die offenkundig erst mal falsch sind. Später spielen Kleinkinder auch gern mit der Sprache, und dann kommen schnell die Tabuwörter ins Spiel. Im Grundschulalter sind Scherzfragen sehr beliebt, zum Beispiel: „Wie heißt das Reh mit Vornamen?“ Wenn die Kinder die Antwort, nämlich Kartoffelpü, darauf wissen, kommen sie als schlau rüber. Kinder können Witze erzählen, lange bevor sie sie wirklich verstehen. Deswegen klappt das auch manchmal mit der Pointe nicht so richtig. Aber es schult das sprachliche Verständnis. Als Letztes wird Ironie verstanden, so etwa mit zehn Jahren. Aber wenn im Umfeld häufig Ironie benutzt wird, dann können Kinder das auch früher schon lernen.

Was zeichnet Kinderhumor aus? Oder, anders gefragt: Was finden Kinder witzig, mal abgesehen von „Kacka“ und „Pups“?

Kinder lachen über alles. Und das ist toll so. Man sollte sich das als Erwachsener manchmal abgucken: Kinder lachen nämlich rund 400-mal pro Tag, Erwachsene nur zwölfmal. Wie der Arzt und Comedian Eckart von Hirschhausen sehr treffend formuliert hat: Selbst der Laie erkennt hier eine Tendenz. Im Prinzip wird über alles gelacht, was unerwartet oder ungewöhnlich ist. Und so eben auch über Dinge, die Erwachsene eher ärgerlich finden – zum Beispiel über die Frühstückscornflakes, die auf dem Fußboden verstreut sind, oder wenn das Kind sich den Pulli an die Beine anstatt über den Kopf zieht, obwohl man es doch eilig hat und zur Kita muss.

Kann man Humor lernen? Und falls ja, wie lernen Kinder Humor? Durch das Vorleben? Lachen Kinder über die gleichen Witze wie die Eltern?

Jeder Mensch hat Humor, jedes Kind schon ganz und gar. Gelernt wird der Humor in dem Sinne nicht, aber er muss sich entwickeln. Und natürlich wird der Humor eines Kindes durch sein Umfeld geprägt. Wenn zu Hause oder in der Kita viel rumgealbert wird und viele

Witze erzählt werden, dann färbt das auf das Kind ab. Kinderhumor entwickelt sich am besten in einem sicheren, geschützten Umfeld. Und natürlich gucken sich die Kinder ab, was Erwachsene ihnen vorleben. Deswegen versuchen Kinder ja zum Beispiel auch, Witze zu erzählen, auch wenn die Erwachsenen sie überhaupt nicht lustig finden.

Welche kognitiven Fähigkeiten sind wichtig dafür, Humor zu entwickeln und Späße zu machen?

Es ist nötig, dass man eine andere Sichtweise einnehmen kann. Wenn man Dinge aus einer anderen Perspektive anschaut, sind sie vielleicht witzig. Das können Kinder übrigens sehr gut. Und Vorstellungskraft hilft dabei auch, aber die haben Kinder ja im Allgemeinen ebenfalls. Die Entwicklung und das Verstehen der Wortwitze sind dann abhängig von der sprachlichen und kognitiven Entwicklung des Kindes.

Wie wichtig ist Humor für Kinder?

Humor ist Teil der kognitiven Entwicklung. Und wie bei den Erwachsenen auch kann Humor ein Ventil sein, um Anspannung zu lösen. Es hat also durchaus Sinn, den Humor des Kindes zu fördern und ihm Spielraum zu lassen.

Inwiefern können Witze oder humorvolle Situationen Kindern helfen, gesellschaftliche Regeln zu verstehen?

Manchmal hilft es, eine unangebrachte Situation oder Handlung humorvoll weiterzuspinnen. „Stell Dir mal vor, alle Leute würden immer so schreien wie Du, wenn sie nicht bekommen, was sie wollen. Stell Dir mal die Schlange an der Supermarktkasse vor, und alle Leute, Erwachsene und Kinder, schreien rum und stampfen mit den Füßen auf. Was für ein Lärm das wäre! Da würde doch niemand den anderen mehr verstehen...“ Vielleicht lacht das Kind über die absurde Vorstellung. Damit kann man zu verstehen geben, dass das, was das Kind tut, unsinnig ist.

Ist Ihr Lieblingswitz jugendfrei?

Ja. Ich mag harmlose Wortspiele.

Schießen Sie los!

Was ist ein Keks, der unter einem Baum liegt?

Hm?

Ein schattiges Plätzchen.

Gib mir Tiernamen.

„Naaa, wer ist die süße Maus!?!“, zirpen Mama, Papa oder Oma in hellsten Tönen. Kinder verleiten einen einfach dazu, nicht nur die Tonlage zu wechseln, sondern auch in Babysprache zu verfallen und seine Kinder am liebsten nur noch mit Kosenamen anzusprechen. Gut so? Ja, es gibt allerdings ein paar Dinge zu beachten.

Text: Vivian Alterauge Foto: Sonja Tobias

Wadde hadde dudde da ..!?

Ein Kinderblick aus großen Augen genügt. Er trifft uns Eltern mitten ins Herz, und urplötzlich wird unsere ernst-engagierte Erwachsenensprache lahmgelegt, um sich eine Oktave höher wieder anzuschalten. Wenn Kinder anwesend sind, können auch die größten Nuschler plötzlich in klaren Sätzen sprechen, norddeutsche Schnellschnacker spulen ihr Sprachprogramm in halber Geschwindigkeit ab. Warum so viele Erwachsene in die sogenannte Babysprache verfallen, wenn sie mit den Kleinsten kommunizieren möchten, darüber rätseln Wissenschaftler immer noch. Aber manche Dinge müssen selbst Wissenschaftler nicht verstehen.

Denn auch wenn manche Menschen die Augen rollen, sobald Erwachsene in Anwesenheit von Kindern ihre Tonlage wechseln: Die Babysprachler sind im Recht! Zumindest das kann die Wissenschaft nachweisen, mit

einer Studie, die kürzlich in einem Psychologiejournal erschien: Wissenschaftler der University of Delaware fanden heraus, dass Eltern, die eine verständliche Sprache anwenden, die Sprachentwicklung ihrer Kinder fördern. Die Universität Konstanz stellte bei einer Untersuchung im Babylabor außerdem fest, dass Kinder eher auf Aufforderungen aus dem Lautsprecher reagieren, die in Babysprache formuliert sind, als auf solche, die dem erwachsenen Sprachtrakt entsprechen.

Werden Sie zum Wasserfall!

Als Eltern reichen keine Blicke, um dem eigenen Kind etwas klarzumachen. Wer sein Kind liebt, sollte mit ihm reden, ganz viel und von Anfang an. Und auch, wenn man sich komisch dabei vorkommt, ganze Sätze zu bilden, während Töchterchen oder Sohnmännchen maximal Wortfetzen erwidern: Richtige Sätze sind Pflicht. Kinder lernen nämlich nach dem Schneeballprinzip. Wenn

Meltem zum Beispiel sieht, dass der Ball in einer Tüte liegt, kann sie sich im Satz „Der Ball liegt in der Tüte“ das Wort Tüte erschließen, obwohl sie bloß das Wort Ball kennt. Mit einer reinen Wauwaudutzi-Sprache bringen Sie die Kinder zwar vielleicht mal zum Lachen, aber helfen ihnen nicht. Eine Mama, die immer nur Nani und Wauwau statt Banane und Hund sagt, manifestiert falsche Begriffe, und der richtige Wortschatz fehlt. Das macht die Verständigung mit Menschen außerhalb der Familie schwerer.

Immer bloß die Süße? Bitte nicht!

„Wir sollten sehr vorsichtig damit sein, unsere Kinder in Schubladen zu stecken oder ihnen Kosenamen zu geben, die anfangs nett gemeint oder treffend sein mögen, auf lange Sicht aber ihr Selbstbild verfestigen“, hat der dänische Entwicklungspsychologe Jesper Juul einmal gesagt. Die Kategorie Kosenamen ist also einer der wenigen Bereiche beim Thema Kindesansprache, in denen wir uns etwas zügeln sollten. Natürlich schadet es den Kindern nicht, wenn uns aus lauter Verzückung „meine Süße“ oder „Du Maus“ herausrutscht. Vielmehr greift hier die alte Weisheit des Paracelsus: Die Dosis macht das Gift. Die Tochter, die bloß „die Süße“ ist, denkt irgendwann unweigerlich, dass „süß“ zu sein ihr wichtigstes Attribut sei, was zu einem schiefen Selbstbild führt. Ähnliches gilt für „Prinzessin“. Der Sohn, der „ein kleiner Schatz“ ist, merkt irgendwann, dass die Mama ihn beim richtigen Namen, Paul, bloß dann ruft, wenn er Quatsch gemacht hat, die Milch willentlich auf den Teppich gegossen, das Duschgel in wilden Sprengeln im ganzen Badezimmer verteilt. Wenn er also alles macht, was Mama möchte, dann ist er ein Schatz, wenn er frech ist, sagt sie immer Paul. Paul möchte er also gar nicht sein. Und ziehen die Eltern, die ihre Kinder liebevoll Terrorkrümel nennen, womöglich den Terror regelrecht an, wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung?

Retten sich die Kosenamen doch bis in die Teenagerjahre, kommt natürlich noch der Faktor Scham dazu. Welche Fünfzehnjährige möchte schon Täubchen genannt werden von ihrem Vater? Erst wenn die ersten Liebschaften entstehen, sind Kosenamen so langsam rehabilitiert. Und – wen wundert’s – wer schon in Kinderjahren mit lieblichen Spitznamen bedacht wurde, ist eher geneigt, dem Partner einen Kosenamen zu

verpassen, fand eine Professorin für Neuroanthropologie an der Florida State University heraus. Übrigens nennt jeder Dritte seinen oder seine Liebste „Schatz“, besonders einfallsreich sind wir bei der Wahl der Kosenamen nicht. Vielleicht aber wählen viele den universellen Kosenamen, um nicht zu viel Intimes zu verraten. Der russische Präsident Wladimir Putin zum Beispiel, so steht es in seiner Biografie, wird von seiner Frau „Lapotschka“ genannt. Lapotschka heißt so viel wie „mein Tätzchen“. Und wenn man nun Putin und Tätzchen addiert, ergibt sich vermutlich die Summe dessen, was Kosenamen auslösen können. Kopfkino garantiert.

Bewusstzieren Sie Ihr Kind lieber nicht mit Namen wie „Hasenpups“!





Richtig reden Du sollst.

Wenn man sich in Kinder hineinversetzt, hat Sprechen erst mal überhaupt keinen Sinn. Für alles, was man mitteilen möchte, gibt es ja Eins-a-Kommunikationsmittel: lachen, kichern, weinen, schubsen ... damit kann man doch eigentlich auf sehr effektive Weise seinen Willen kundtun, oder? Trotzdem brabbeln, quasseln, erzählen Kinder den ganzen Tag. Auch wenn wir mal nichts verstehen, ist das kein Grund, sich Sorgen zu machen. Und auch nicht, wenn ein Kind mal nicht so kommunikativ ist wie andere. Denn: Auch durchs Zuhören lernen Kinder, Sprache einzusetzen. Deshalb ist zum Beispiel eine klare Kommunikation mit deutlicher Aussprache wichtig. Wenn Kinder sehr spät zu sprechen anfangen – früher gab es den Ausdruck „sprachfaul“ – oder einen deutlichen Sprachfehler haben, stottern oder lispeln, dann sollte man unbedingt entspannt bleiben. Und zum Beispiel einen Logopäden zu Rate ziehen – so wie wir auf den nächsten Seiten.

Wenn Kinder auf Bäume kleckern und Luftabongs holen.

Sagt das Kind „Kasse“ statt „Tasse“ oder umgekehrt?

Nicht immer muss es dann gleich eine logopädische Therapie machen. Eltern können ihrem Kind auch selbst helfen, richtig sprechen zu lernen.

Text: Christiane Löll

„Soll ich auf den Baum kleckern und den Luftabong holen?“ Wenn Kinder sprechen lernen, dann hört sich das oft putzig an. Denn sie machen Fehler, die manchmal ungewollt komisch sind. Doch über Versprecher, die Eltern bei ihrem Dreijährigen noch lustig fanden, können sie ein Jahr später nicht mehr lachen. Ob das noch normal ist, fragen sich viele. Oder ob das Kind vielleicht Unterstützung braucht?

„Weil Kinder in so unterschiedlichem Tempo sprechen lernen, ist es für Eltern oft nicht leicht zu beurteilen, ob ihr Kind altersgerecht spricht“, erklärt die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Nicht jede Auffälligkeit ist gleich eine Störung, die behandelt werden

muss. Machen sich Eltern Sorgen, weil ihr vierjähriges Kind sich kaum verständlich ausdrückt, raten Experten aber, die Ursachen klären zu lassen. „Der erste Gang führt dann zum Kinderarzt, der bei Bedarf ein Rezept für eine logopädische Behandlung ausstellen kann“, sagt Sonja Utikal, Referentin beim Deutschen Bundesverband für Logopädie in Frechen. Oft verordnen die Kinderärzte eine solche Sprachtherapie im Rahmen der regulären U-Vorsorgeuntersuchungen. „Wichtig ist zum Beispiel die U 7a im Alter von drei Jahren, da können wir verschiedene Tests durchführen“, sagt Dr. Stefan Renz vom Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte in Hamburg. Bevor der Arzt eine Logopädie verordnet, macht er aber einen Hörtest mit dem Kind.

Die Akteure im Gesundheitssystem diskutieren regelmäßig darüber, ob Sprachtherapien zu oft oder zu selten verordnet werden. Bekommen die Kinder, die sie wirklich brauchen, die richtige Förderung? Der Kinderarzt Professor Dr. Hans-Michael Straßburg aus Würzburg erzählt, dass viele Eltern bei der Beurteilung, ob ihr Kind altersgemäß entwickelt ist, sehr unsicher sind. Demnach erleben Ärzte immer wieder Druck durch Eltern, die eine logopädische Therapie für ihr Kind wollen. „Aber auch Eltern berichten vom Druck durch Ärzte und Erzieher, dass sie ihr Kind untersuchen und behandeln lassen sollten“, sagt Straßburg, der am Universitätsklinikum Würzburg das Frühdiagnosezentrum geleitet hat und inzwischen im Ruhestand ist. „Es möchte sich einfach keiner Vorwürfe machen lassen, man habe etwas bei der Förderung eines Kindes versäumt.“ Eine Gesamtzahl, wie oft und in welchem Alter Kinder eine Sprachtherapie verordnet bekommen, gibt es beim Spitzenverband der gesetzlichen Krankenkassen nicht. Die Zahlen einzelner Krankenkassen legen aber nahe, dass Kinder am häufigsten im Vorschulalter und mit etwa sechs Jahren zum Logopäden gehen.

Wann eine Sprachentwicklungsverzögerung vorliegt.

Bei der Diagnostik unterscheiden Experten drei Kategorien. Es gibt zum einen die sogenannte umgebungsbedingte Sprachauffälligkeit. Diese können Kinder haben, die in einem „sprachanregungsarmen Umfeld“ aufwachsen – oder in deren Familie ausschließlich eine andere Sprache gesprochen wird, erklärt die Logopädin Sonja Utikal. Von einer Sprachentwicklungsverzögerung ist die Rede bis zu einem Alter von drei Jahren, wenn die Kinder bei Sprachverständnis, Aussprache, Wortschatz und Grammatik ihrer Altersnorm um mindestens sechs Monate hinterherhinken. Nach dem dritten Lebensjahr heißen Abweichungen vom normalen Spracherwerb Sprachentwicklungsstörung. Ihnen sollte man bei der logopädischen beziehungsweise sprachtherapeutischen Diagnostik intensiver nachgehen, sagt Utikal. Eltern sind oft unsicher, ob bei ihrem Kind alles in Ordnung ist – schließlich ist das individuell sehr unterschiedlich. Für Laien sei es schwierig zu hören, um welche Sprach- oder Sprechauffälligkeit es sich handeln könnte. Sagt das Kind zum Beispiel „Tasse“ statt

„Kasse“ – oder macht es andersherum aus „Tasse“ das Wort „Kasse“? „Die zugrunde liegende Problematik wäre in diesen beiden Fällen eine jeweils völlig unterschiedliche, was deshalb auch unterschiedliche Behandlungsempfehlungen zur Folge hätte“, sagt Utikal.

Praktische Tipps für Eltern.

Schon im Alltag können Eltern ihrem Kind beim Sprechen lernen helfen, sagt Neuropädiater Straßburg. So sollte das Kind einerseits von den Erwachsenen mit klaren Worten und viel Blickkontakt angesprochen werden. Und: Das Kind sollte viel mit anderen, normal sprechenden und unterschiedlich alten Kindern zusammen sein. „Man muss sich immer wieder klar darüber sein, dass es bei einer logopädischen Behandlung nicht so entscheidend ist, was in dieser Zeit in der Praxis passiert, sondern wie die Eltern das zu Hause umsetzen, was sie geraten bekommen haben“, sagt Straßburg.

Einen Tipp fürs Üben zu Hause gibt Kinderarzt Renz: Wenn ein Kind zum Beispiel „taufen“ statt „kaufen“ sagt oder „Tuchen“ statt „Kuchen“, dann bringe es wenig, das Kind diese einzelnen Wörter immer wieder aufsagen zu lassen. „Es ist besser, diesen Begriff einzubinden in einen Satz oder eine Geschichte“, meint Renz. „Ihn immer wieder richtig zu wiederholen und dem Kind dabei in die Augen zu schauen, um eine emotionale Nähe aufzubauen.“ Utikal empfiehlt zur Unterstützung beim Sprechenlernen beispielsweise Singspiele, Fingerreime, Klatsch- oder Bewegungsspiele. Wichtig sei auch eine ruhige Sprache in Alltagssituationen. Und sie empfiehlt, mit dem Kind „in Kontakt“ zu sein. „Ich beobachte häufig, dass Mütter auf ihr Smartphone schauen, während sie mit einem kleinen Kind unterwegs sind, oder ihm das Gerät zum Spielen geben.“ Auch wenn es anstrengender sein mag: „Binden Sie das Kind in die Einkaufsroutinen ein, beteiligen Sie es über Fragen.“ Eltern können beispielsweise sagen: „Suchst Du bitte mal die Nudeln – siehst Du sie schon?“ Es helfe, das Eingekaufte zu versprachlichen, sagt die Logopädin. „Dadurch wird das Sprechenlernen kinderleicht.“



Dieser Text erschien erstmals bei Welt.de in der Rubrik Wissenschaft.

„Haben Spinnen auch eine Zunge?“

Kennen Sie den? Kinder fragen und erzählen viel, wenn der Tag lang ist. Und dabei folgen ihre Sprache und ihr Denken einer ganz eigenen, verblüffenden Logik. Im Kinderzimmer schnappen wir täglich die lustigsten Dialoge und auch Fragen auf, bei denen wir selbst erst mal ganz schön lange überlegen müssen. Oder hätten Sie auf Anhieb gewusst, dass Spinnen tatsächlich keine Zunge, sondern ihre Geschmacksnerven an den Beinen haben, wo Härchen auf chemische Reize reagieren ...? An dieser Stelle haben wir ein paar Highlights von Kinderzimmer-Kindersprüchen aufgelistet – und dazu auch ein paar Beispiele von Ihnen zu Hause.

Sammlung: Valerie Bachert

„Die Bäume haben Haarausfall, das hat mein Papa auch.“

**Gespräch zwischen Kindern:
„Gottes Sohn ist leider gestorben.“
„Ich weiß ...
Herkules.“**

„Meinen Mückenstich hab ich abgekratzt, der ist zu Hause.“

**Ein vertrocknetes Blatt hängt am Elektrozaun:
„Oh, das arme Blatt, das ist jetzt verstromt!“**

**„Als was möchtest
Du Dich an
Halloween denn
verkleiden?“**

„Als Paprika.“

**„Aber Paprikas
sind doch
nicht gruselig ...“**

„Doch.“

**„Ich weine
doch nicht,
meine Augen
schwitzen nur!“**

**„Können Vögel
im Himmel
schlafen?“**

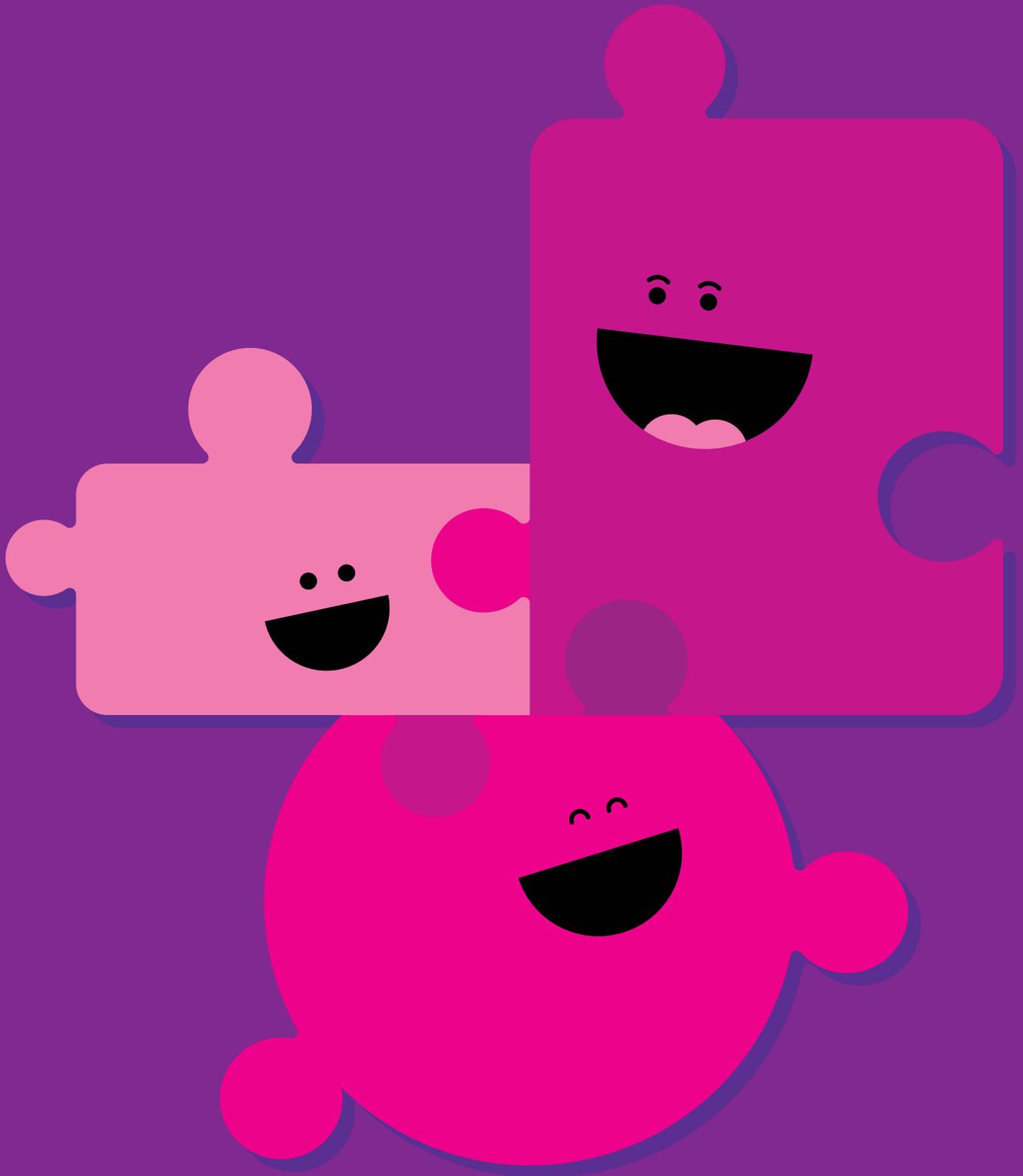
**„Was haben
die Heiligen
Drei Könige mit-
gebracht?“**

**„Gold, Weihrauch
und Möhren.“**

**„Mama, wenn ich
von der Schaukel
springe, wackelt
dann bei den
Maulwürfers
die Wohnzimmer-
lampe?“**

**„Miaut eine
deutsche Katze
anders als eine
englische Katze?
Können sich die
beiden verstehen,
wenn sie
sich treffen?“**

**„Papa, warum soll
ich schlafen? Die
Sonne ist doch
auch noch wach!“**



Wir halten hier alle zusammen.

Was bedeutet schon normal? Jedes Kind ist auf seine Weise einzigartig. Unabhängig davon, wie seine individuellen Entwicklungsvoraussetzungen sind, hat jedes Kind ein Recht auf Teilhabe und darauf, in seiner Entwicklung die bestmögliche Förderung zu erhalten. Deshalb legen wir beim Basteln, Spielen oder Toben, beim gemeinsamen Essen oder einfach beim Reden immer das höchste Augenmerk darauf, was die Bedürfnisse Ihres Kindes sind und ob und wie wir ihnen im Kinderzimmer gerecht werden können: Ist Mehtab nur ein superaufgewecktes Kind, oder ist die Kleine hyperaktiv und kann sich grundsätzlich nicht konzentrieren? Ist Theo einfach ein sehr interessierter Junge, oder ist er nicht vielleicht doch hochbegabt? Und wieso lacht Jimmy so selten, obwohl er sagt, dass es ihm gut geht? Manchmal steckt hinter einer kleinen Auffälligkeit im Verhalten eines Kindes ein besonderer Förderbedarf. Und je früher und gezielter diese Förderung einsetzt, desto besser, weil Ihr Kind dann die besten Chancen hat, sich in seiner Entwicklung frei zu entfalten.



„Seht her, wie fantastisch mein Kind ist!“

Anders sein.

Dass jedes Kind irgendwie „anders“ ist, sagt sich leicht, wenn „anders sein“ nur bedeutet, dass die eigene Tochter oder der Sohn Segelohren hat oder sich vor Hunden fürchtet. Es gibt aber auch ein Anderssein, das sich erst mal gar nicht gut anfühlt. Das Eltern verunsichert und das Kind vielleicht auch. Eine Entwicklungsverzögerung, die sich nicht von selbst verwächst. Ein Talent, das auch Sorgen mit sich bringt. Ein Verdacht, auf den irgendwann eine Diagnose folgt und darauf ein ganzes Leben mit dem Anderssein. Wir haben mit Müttern von besonderen Kindern gesprochen, wie es sich anfühlt zu erkennen, dass etwas anders ist als „normal“. Und wo sie Hilfe gefunden haben, um den anderen Weg mit ihren Kindern zu gehen. Einfach ist das meistens nicht. Aber dafür besonders und intensiv.

Text: Sabine Cole Foto: Denys Kuvaiev



Lisa hat einen Sohn mit frühkindlichem Autismus:

Eigentlich wusste ich direkt nach der Geburt, dass mit Jannis etwas nicht stimmt. Er schaute uns nie direkt an, starrte immer irgendwo anders hin. Ich las, dass Kinder die Augen ihrer Eltern fixieren, aber Jannis guckte weg. Er lächelte auch wenig und viel später als andere Babys. Er fremdelte nicht, es war ihm irgendwie egal, bei wem er auf dem Arm war. Ich fragte immer wieder unsere Kinderärztin, teilte ihr meine Sorgen mit, aber sie meinte, es sei alles in Ordnung, ich solle geduldig sein. Mit zehn Monaten wechselte ich den Arzt. Der neue Arzt verschrieb uns sofort Frühförderung und Krankengymnastik und riet uns, einen Kinderneurologen in einer Klinik aufzusuchen. Dieser Spezialist hatte aber über ein halbes Jahr Wartezeit. Sodass Jannis mittlerweile eineinhalb Jahre alt war, als wir ihn bei dem Neurologen vorstellten. Der Neurologe fand heraus, dass er nichts finden konnte, was er erst mal als gutes Zeichen wertete. „Kein Befund ist gut. Alles, was wir hätten finden können, wäre schlimm gewesen.“ Das hat mich nicht wirklich beruhigt.

Mit achtzehn Monaten lernte Jannis laufen. Aber nicht schnell, wie andere Kinder, sondern über einen langen Zeitraum. Irgendwie dauert bei ihm alles klebrig lange. Als Jannis zwei Jahre und zwei Monate alt war, bekam ich ein zweites Kind. Jetzt wusste ich, was an Jannis alles „anders“ war. Denn bei Jakob war alles normal. Man sagt immer so leichthin, Mütter würden ihre Baby intuitiv verstehen. Bei Jakob stimmte das plötzlich. Bei Jannis hatte ich nie gewusst, warum er schreit. Erst im Vergleich, mit der Erfahrung des zweiten Kindes, wurde mir vieles klarer. Auf einer Mutter-Kind-Kur, da war Jannis zweieinhalb, lernte ich eine Mutter kennen, die mir empfahl, mit Jannis ein SPZ, ein sozialpädiatrisches Zentrum, zu besuchen. Da wurde mein Junge zum ersten Mal übergreifend angeschaut, über verschiedene

Disziplinen hinweg. Ein Psychologe, ein Pädagoge, ein Arzt, dort arbeiten sie zusammen, nicht auf ihren Fachausschnitt fixiert. Eine richtige Diagnose bekamen wir auch dort nicht, allerdings attestierte man uns, dass wir Jannis all das an Hilfe angedeihen ließen, was möglich war.

Mit fünf Jahren landeten wir aus anderen Gründen wieder in dem Kinderhospital, an dem der erste Neurologe praktizierte. Ein Psychiater stellte dann die Diagnose: „frühkindlicher Autismus“ oder „Kanner-Autismus“ oder auch „Autismus-Spektrum-Störung“, denn Autismus kann unendlich viele Formen haben.

Jannis ist heute vierzehn Jahre alt. Er kann sehr gut sprechen und lesen, nur Schreiben fällt ihm sehr schwer, weil seine Motorik eingeschränkt ist. Jannis muss immer alles ganz genau wissen, damit er Sicherheit hat. Sein Tagesprogramm ist ein eingefahrener Ablauf, der keine Änderungen duldet. Er fragt mich am Tag tausendmal, was als Nächstes passiert. Und ich muss ihm sehr präzise antworten, sonst geht er an die Decke. So was wie „Wir fahren gleich nach Hause“ geht gar nicht. „Gleich“ ist das schlimmste Wort. „In zwei Minuten fahren wir mit dem Auto nach Hause, ohne anzuhalten.“ Das ist eine präzise Antwort. Spontaneität ist abgeschafft. Wenn irgendwas Unvorhergesehenes passiert, dann flippt Jannis aus. Und weil man ihm nicht ansieht, was er hat, sind die Leute oft sehr ungeduldig mit ihm. Er brüllt rum, alle sind genervt. Da habe ich schon die tollsten Sachen erlebt.

„Jannis muss immer alles ganz genau wissen.“

Ich warte darauf, dass Inklusion Wirklichkeit wird. Dass normale Kinder mit behinderten Kindern spielen und lernen. Warum gibt es keine gemischten Sport- oder Malgruppen? Jannis würde gern Sport machen, aber es gibt nirgends eine Turngruppe für ihn. Verschiedene Kinder profitieren voneinander. Respekt, Verständnis, sich selbstverständlich umeinander kümmern. Das ist für mich Integration, das wünsche ich meinem Sohn und mir.

Chris hat eine Tochter mit attestierter Hochbegabung:

Als Hedi gerade vier war, hat ihr Kinderarzt uns nach einer der U-Untersuchungen geraten, einen Test machen zu lassen, ob sie eventuell hochbegabt sei. Sie habe bei der Untersuchung viele Buchstaben und Wörter erkannt, was so in ihrem Alter ungewöhnlich sei. Er gab uns eine Adresse, wohin wir uns wenden sollten, und riet uns dringend, uns rechtzeitig damit auseinanderzusetzen, damit wir sie im Zweifel fördern könnten. Das Erste, was ich dachte, war: Na toll, jetzt haben wir einen Nerd.

„Das Lesen hat Hedi sich selbst beigebracht.“

In einer Praxisgemeinschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie haben wir Hedi dann testen lassen. Und unser Kinderarzt hatte recht. Die Eltern sind beim Test nicht dabei. Man bekommt hinterher einen Schein mit einer Zahl drauf, und dann muss man selbst entscheiden, was man mit der Information anfängt.

Wir haben das den Erziehern im Kindergarten erzählt, und die waren nicht verwundert. Hedi war ja unser erstes Kind, wir hatten also keinen Vergleich und fanden Hedi darum völlig normal. Aber die Erzieher meinten, sie seien längst hellhörig geworden, weil Hedi für ihr Alter einen ungewöhnlich großen Wortschatz habe, schon Sätze in Perfekt und Plusquamperfekt bilde und

so früh die Uhr lesen konnte wie kein Kind zuvor in diesem Kindergarten. Sie zeichnete auch schon räumlich, was ebenfalls sprichwörtlich „ins Bild“ passte.

Wir waren nicht begeistert, als Hedi mit vier schreiben lernen wollte. Lesen hatte sie sich selbst beigebracht. Ich sagte, dass sei vor der Schule nicht nötig, aber sie wollte unbedingt. Ich fragte unseren Kinderarzt, was ich machen sollte, und der sagte: Wenn sie den Wunsch äußert, dann unterstützen Sie sie. Fördern Sie Ihr Kind. Sonst wird die Schule sie frustrieren, und sie wird eine Verweigerungshaltung entwickeln. Also fragte ich eine Grundschullehrerin, wie man schreiben lernt. Am Ende brauchte Hedi mich kaum, sie eroberte sich die Schrift einfach selbst mithilfe eines Schulbuchs.

Hedi ging dann mit vier in die Vorschule und sollte mit fünf eingeschult werden. Das ist üblich, damit der Abstand nicht zu groß wird. Uns wurde eine Spezialschule empfohlen. Aber wir haben uns dagegen entschieden, weil der Schulweg so weit gewesen wäre. In Hamburg gibt es sogenannte Schmetterlingsschulen, da gehen die Kinder in normale Klassen und können, wenn es ihnen zu langweilig wird, den Unterricht verlassen. Sie bekommen dann eigene Aufgaben. Auf so eine Grundschule haben wir Hedi geschickt, und das war auch gut so.

Hochbegabte Kinder sind oft sehr sensibel und empathisch. Hedi macht sich viele Sorgen, tut alles mit Bedacht, ist sehr beobachtend und schaut sich die Dinge vom Rand aus an. Sie ist sozial völlig integriert, aber man merkt schon, dass sie mit den Interessen ihrer Klassenkameraden, die ja älter sind als sie, nicht viel anfangen kann. Shoppen gehen, auf dem Handy spielen, Lip-sync-Videos aufnehmen, das interessiert sie alles nicht. Sie liest lieber oder macht Experimente. Wegen ihres riesigen Wissensdurstes ist es uns sehr wichtig, dass sie Sport macht und einen Ausgleich hat, damit der Kopf nicht permanent rattert.

Wir sagen anderen Eltern nicht gern, dass Hedi hochbegabt ist. Man wird dann so angeschaut wie: „Jaja, das sagt heutzutage jeder von seinen Kindern.“ Als ob man sich was darauf einbilden könnte. Alles, was anders oder besonders ist, macht die Menschen skeptisch, manche reagieren ablehnend. Und man muss wirklich sehr vorsichtig sein mit Hedi. Sie ist eben ziemlich schlau. Und es ist schwer, ihr etwas vorzumachen.

Gina hat einen Sohn mit ADHS:

Den ersten Kommentar, der quasi die Richtung gewiesen hat, haben wir von unserem Kinderarzt während einer regulären U-Untersuchung gehört. Da war Leon sechs oder sieben Monate alt. Der Arzt wollte, dass Leon irgendwie seinem Finger mit den Blicken folgt, aber der hat ständig woanders hingeguckt. „Das wird mal ein Hyperaktiver“, sagte er dann. Darüber hab ich mich ziemlich aufgeregt. Ich fand Leon völlig okay, er ist mein drittes Kind, und ich habe ihn als sehr aufgeweckt, lustig und fröhlich wahrgenommen. Er hatte schon skurrile Einfälle, aber mir kam das nicht problematisch vor. Einmal hat er zum Beispiel eine Kerze in den Toaster gesteckt, um zu gucken, ob man sie so anzünden kann. Ich fand den Gedankengang, der hinter dem Experiment steckte, eigentlich ganz pfiffig, auch wenn es dem Toaster nicht gutgetan hat.

Erst als Leon mit drei in den Kindergarten kam, wurde es schwierig. Er hielt sich nicht an die Regeln und ließ sich leicht ablenken. Zum Beispiel blieb er beim Stuhlkreis morgens nicht sitzen, wenn er irgendwas am Fenster sah, was ihn mehr interessierte. Er brauchte auch immer einen Rückzugsort, wenn es ihm zu viel wurde. Weil man nie genau wusste, wann es ihm zu viel wird, mussten die Erzieher ihn oft suchen. Aber er hat sich nicht versteckt, wie es ihm dann unterstellt wurde, sondern er hat sich einfach entzogen, um abzuschalten.

Uns wurde empfohlen, ihn testen zu lassen. Von einem Amtsarzt erhielt er schließlich die „Bescheinigung“: ADHS – Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung.

Aber damit war es nicht getan. Jedes Mal, wenn man eine Therapie brauchte oder eine neue Gruppe besuchen wollte oder die Schule anstand oder was auch immer, musste man wieder einen Test machen. Und noch einen. Und immer wird einem etwas anderes geraten, wie man damit umgehen soll. Jedes Gespräch beginnt mit den Worten: „Welches Problem haben Sie denn mit Ihrem Sohn?“ Und ich antworte: „Keins, die anderen haben Probleme mit ihm.“ Leon ist einfach anders. Seine Lieblingstiere sind Fische. Seine ersten Wörter waren „Lachs“ und „Hering“. Mit vier Jahren hätte er eine Vorlesung über die Tiefseepopulation halten können. Aber wo seine Hausschuhe stehen, wusste er nie. Er ist immer ein bisschen desorientiert. Oder eben „reizoffen“, wie die Profis gern sagen.

Es ist heute noch so, dass er sich nur merken kann, was ihn interessiert. Ehrlich gesagt ist das bei mir nicht anders. Wenn ich etwas spannend finde, kann ich das. Wenn ich meine Steuererklärung machen soll, verzweifle ich. Wenn das eine „Störung“ ist, dann hab ich eben auch eine. Leon ist nur nicht so systemkompatibel wie die meisten anderen. Einige Spezialisten sagen auch, es gebe kein ADHS, Kinder seien eben sehr verschieden. Damit Leon sich besser konzentrieren kann und seine Motorik gefördert wird, ist er, seit er drei ist, in der Ergotherapie. Also seit über zehn Jahren. Langsam findet er sich besser zurecht. Übrigens ohne Medikamente, darauf haben wir immer verzichtet, weil es auch ohne ging. Man muss als Eltern ganz schön aufpassen, dass Kinder wie er nicht aussortiert werden vom Bildungssystem. Wir mussten mehrfach die Schule wechseln.

„Leon ist immer ein bisschen desorientiert.“

Erst war er ein Inklusionskind, dann hat er aber nicht schreiben gelernt, weil man ihm das nicht zumuten wollte. Heute weiß er, dass er mal Abitur machen will, und bringt die ersten guten Noten nach Hause. Seine Schrift lesen kann immer noch keiner. Aber er schon. Und es gibt ja Computer. Und er besucht jetzt einen Kalligrafiekurs. Das finde ich eine verrückte Idee, die passt zu ihm.

Suze hat einen Sohn mit Downsyndrom:

Wenn mich irgendjemand fragt, wann ich davon erfahren habe, dass mein Sohn das Downsyndrom hat, dann sage ich: Na, beim Nackenfaltenscreening. Und dann habe ich mich für das Kind entschieden, weil ich finde, dass diese Kinder auch ein Recht auf Leben haben. Und seht her, wie fantastisch mein Kind ist! Dann bewundern mich alle und finden mich eine sehr starke Frau mit einem tollen Sohn.

Die Wahrheit ist aber eine andere. Ich habe bei Robins Geburt erfahren, was los ist. Und es hat mich total umgehauen. Ich habe eine Woche nur geweint und dachte, mein Leben sei vorbei. Erzähle ich das so, dann schauen mich alle mitleidig an und fragen mich, was ich gemacht hätte, wenn ich „rechtzeitig“ gewusst hätte, dass ich ein Kind mit Downsyndrom bekomme. Wenn ich dann sage, dass ich nicht anders entschieden hätte, dann sehe ich die zweifelnden Blicke. Das finde ich ganz furchtbar. Denn heute kann ich tatsächlich sagen: Mein Sohn ist ein Geschenk! Er hat mein Leben verändert, und zwar ins Positive. Das ist keine kitschige Schönfärberei. Downkinder sind ganz wunderbare Kinder, und wer das je erfahren hat, kann überhaupt nicht verstehen, warum man diese Kinder nicht haben will, warum sich viele so sehr davor fürchten.

Robin hat zwei ältere Schwestern. Er ist jetzt drei, seine Zwillingsgeschwestern sind sechs Jahre alt. Als er auf die Welt kam, haben sie ihn begeistert empfangen. Sie können auch nicht verstehen, was an ihm anders sein soll. Er ist einfach mega.

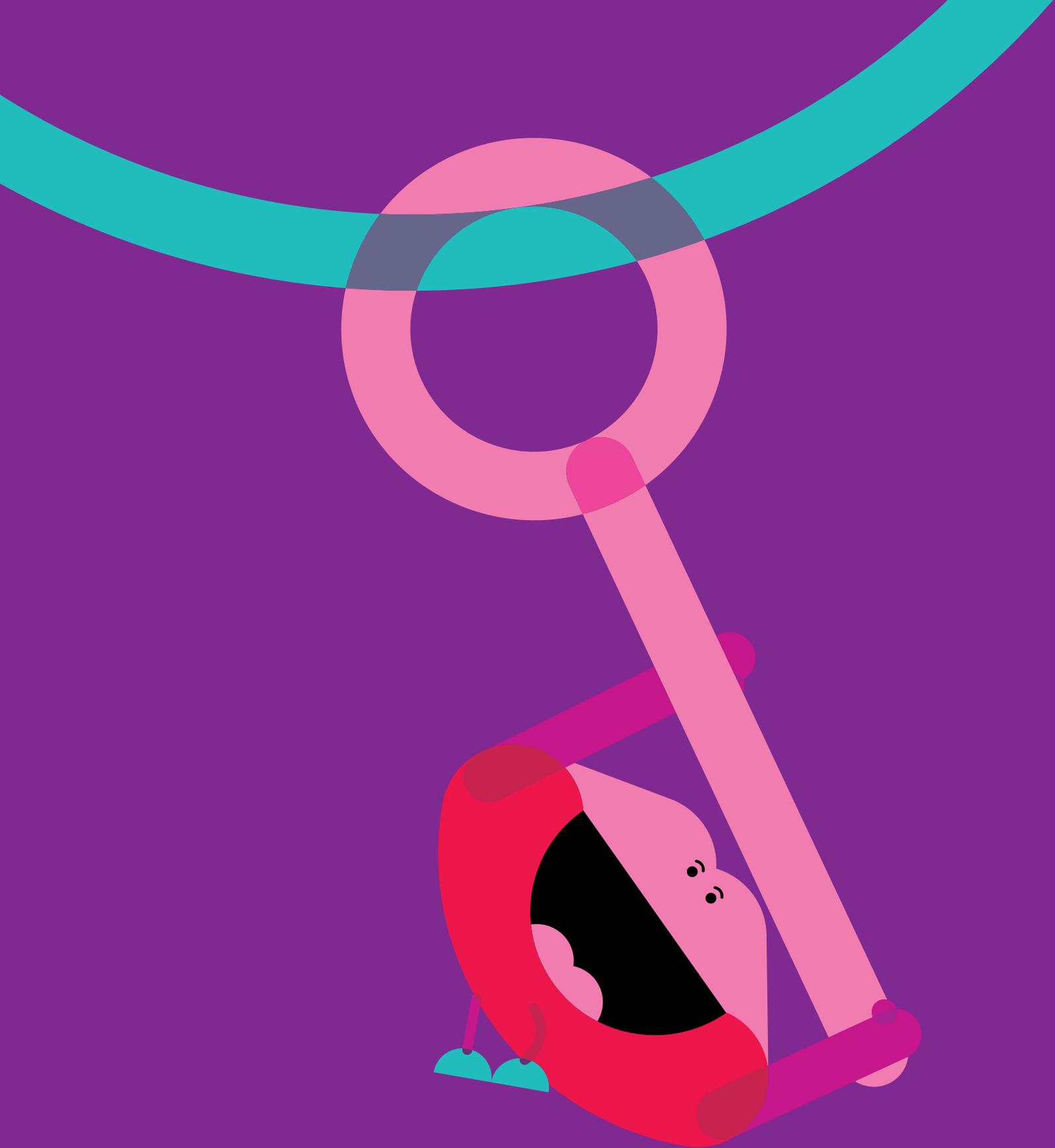
In unserer Familie ist Robin der Entspannteste, der Lustigste, der Coolste. Zweifel kennt er nicht. In Frankreich habe ich den Begriff „enfant de soleil“ gehört. Wir würden vielleicht sagen: Er ist ein echter Strahlmann. Bis auf den Gendefekt ist er ein organisch völlig

gesunder Junge. Natürlich ist er anders als die anderen. Er entwickelt sich langsamer, er spricht nicht gut und wird auch niemals Bundeskanzler oder Unternehmensberater werden oder den Pulitzerpreis gewinnen. Aber, obwohl, Letzteres vielleicht doch? Für mich war das erste Jahr mit ihm eine Prüfung. Ich musste mich prüfen, überprüfen, was ich eigentlich will. Meine Karriere, die mir bisher immer so kostbar war, ist die wirklich so wichtig? Brauche ich noch mehr Medaillen auf der Uniform, wem will ich was beweisen und wozu? Robins Existenz hat alles infrage gestellt. Leistungsorientiertes Denken, Effizienz, all das ist mit einem Kind wie ihm unmöglich. Also habe ich das Tempo aus unserem Alltag rausgenommen. Und siehe da, das tut mir genauso gut wie ihm!

„Wenn Robin etwas nicht will, dann ist Feierabend.“

Als ich Robin mit eineinhalb Jahren in die Krippe der Einrichtung gegeben habe, in der auch seine Schwestern waren, fand ich den Gedanken toll, dass er in eine normale Kita geht. Für unsere Familie war es praktisch, nur einen Anlaufpunkt zu haben. Und den Kindern ist noch nicht mal aufgefallen, dass da einer anders ist. Entgegen allen Vorhersagen fing Robin auch mit einem Jahr und acht Monaten an zu laufen und fügte sich gut ein. Die Erzieher waren alle sehr lieb mit ihm und haben sich toll engagiert. Trotzdem ist es auf Dauer schwer, dass alle Kinder, auch die viel jüngeren, ihn links und rechts überholen. Deswegen habe ich mich nach einem Jahr doch entschieden, ihn in eine Inklusionskita zu geben. Wo er anders gefördert werden kann und auch nicht immer der Nachzügler ist.

Wenn Robin etwas nicht will, dann ist Feierabend. Nein heißt Nein, das kann man bei Robin lernen. Und das Leben leicht zu nehmen, Spaß zu haben und es etwas langsamer angehen zu lassen. Ich habe gelernt, dass es nichts bringt, sich auf die Defizite zu konzentrieren. Lieber gucke ich, was er kann. Was seine Schwestern können, was ich kann. Was wir alle können. Und das ist richtig viel!



Sprache öffnet alle Türen.

Sprache ist der Schlüssel zur Welt. Und die hat ganz schön viele Türen! Wussten Sie, wie viele verschiedene Sprachen auf der Erde gesprochen werden? 91? 357? 1.104? Nein, es sind sage und schreibe mindestens 6.500. Und ein paar davon sprechen auch viele unserer kinderzimmer-Kinder als erste Muttersprache: Afghanisch, Englisch, Mandarin. Die Kinder sind sehr früh mit anderen Sprachen in Berührung und bekommen ein Verständnis dafür, dass es überhaupt so was wie Fremdsprachen gibt. Wichtig ist, dass wir uns gegenseitig zuhören, auch wenn wir uns nicht immer sofort verstehen. Aber man kann sich ja ebenso mit Händen und Füßen verständigen. Dass wir bei uns auch bilinguale Gruppen haben, um Kinder möglichst früh an den Klang einer zweiten Sprache zu gewöhnen, wissen Sie bereits (etwa aus dem Kapitel „Vielstimmig“ im Buch Sonic Kids/Musik). An dieser Stelle möchten wir Ihnen erzählen, wie es sich anfühlt, wenn man mit mehreren Sprachen zugleich aufwächst.

Guten Tag! Bonjour! բարև!*

Der neunzehnjährige Chahé Georgelin wuchs mit drei Sprachen auf. Hier erzählt er von seinem trilingualen Alltag und wie er bis heute von ihm geprägt wird.

Text: Chahé Georgelin Foto: Patrick Desbrosses

Mein Name ist Chahé Georgelin, und ich bin neunzehn Jahre jung. Ich wurde in Paris geboren und habe dort 2017 mein Abitur gemacht. Seit einem Jahr bin ich nun in Potsdam und studiere in einem bilingualen Bachelor-Studiengang deutsch-französisches Recht. Im Oktober 2018 fängt mein drittes Fachsemester an.

Die Mehrsprachigkeit im Studium liegt mir. Als Kind bin ich sogar mit drei Sprachen aufgewachsen. Mein Vater ist zwar Franzose, hat aber mit mir ständig Deutsch geredet. Meine Mutter ist Armenierin, deren Eltern einst als Gastarbeiter nach Heidelberg eingewandert sind. Deshalb spricht auch meine Mutter Deutsch – und natürlich Armenisch. Die Sprachen zu Hause waren also Deutsch und Armenisch, obwohl ich als Kind in Paris lebte. Das hatten meine Eltern bewusst so gemacht, denn sie wussten ja, ich würde im Alltag außerhalb von zu Hause eh irgendwann anfangen, Französisch zu reden.

Meine Eltern haben mich in einem deutschsprachigen Kindergarten angemeldet, wo ich meinen besten Kumpel Abel kennengelernt habe. Er ist Niederländer, sein Vater meinte aber, Deutsch würde ihm in seinem beruflichen Leben viel mehr weiterhelfen. Abel und ich redeten trotzdem Französisch miteinander – obwohl Französisch in diesem deutschsprachigen Kindergarten verboten war und sogar unter Strafe stand. Anschließend kam ich in die École Massillon, an der Deutsch als Muttersprache

gelehrt wird. Das Deutsche war also in den Bildungseinrichtungen allgegenwärtig. Französisch war die Sprache des Landes, in dem ich aufwuchs. Und mit meiner Mutter sprach ich armenisch. Alle drei Sprachen fühlten sich für mich wie meine Muttersprachen an. Sie waren in meinem Kopf gleichwertig.

Nie habe ich darüber nachgedacht, was am einfachsten ist oder was mir am meisten gefällt. Als kleiner Junge fand ich es einfach amüsant, mich an die Personen anzupassen, mit denen ich gerade kommunizierte, ich stellte mich automatisch auf deren Sprache ein. Im Alltag bedeutete das: Beim Abendessen habe ich links mit meiner Mutter Armenisch geredet, während ich rechts mit meinem Vater auf Deutsch kommunizierte. Meine Eltern haben damals miteinander auf Deutsch gesprochen, aber bei intensiveren Gesprächen oder bei Streit sind sie jeweils in ihre eigene Sprache gewechselt, mein Vater sprach dann Französisch. Aber das war die Ausnahme, sonst war es mir nicht erlaubt, zu Hause Französisch zu reden.

Als meine Schwester zur Welt kam, ich war da sechs Jahre alt, hat mich meine Mutter gebeten, mit ihr Armenisch zu sprechen. Das passte mir ganz gut, denn so hatten meine Schwester und ich in Frankreich eine Art geheime Sprache, die kaum ein anderer verstand. Dass ihre Kinder Armenisch sprechen, wollte unsere Mutter hauptsächlich deshalb, damit wir mit

unseren Großeltern sprechen konnten. Und natürlich, weil die Sprache ein wesentlicher Teil der armenischen Kultur ist.

Es ist sehr wichtig für uns, Armenisch zu sprechen. Ich hoffe, dass ich es auch meinen eigenen Kindern weitergeben kann. Dies ist der einzige sichere Weg, damit eine Kultur nicht stirbt. Als Leute, die einer Diaspora von einer kleinen Bevölkerung wie den Armeniern angehören, ist es unsere Pflicht und Verantwortung, die Sprache zu beherrschen.

Mit etwas Abstand betrachtet finde ich heute, dass dieses Aufwachsen mit drei Sprachen paradoxerweise einfacher ist für ein Kind, als die Sprachen später zu lernen, das ist dann eher eine Anstrengung. Auch stellt sich, wenn Leute mit zwei Sprachen zugleich großgezogen werden, keine unbewusste Rivalität zwischen den Sprachen ein.

Je mehr Sprachen man lernt, desto menschlicher und toleranter wird man.

Bei uns war es wie ein Spiel, als neugieriges Kind wollte ich auch immer die Übersetzungen jedes Wortes kennenlernen, damit ich die drei Sprachen gleichwertig sprechen konnte. Das ist hundertprozentig natürlich nie möglich. Ich würde sagen, dass ich in der folgenden Reihenfolge die Sprachen beherrsche: am besten Französisch, dann Deutsch (seit Anfang des Jurastudiums und der Begegnung mit der juristischen Sprache), schließlich Armenisch. In der Schule habe ich übrigens noch Englisch gelernt, und Spanisch bringt mir zurzeit meine Freundin bei. Sprache an sich betrachte ich persönlich als Prisma, das die Sicht einer Kultur auf deren Gesellschaft widerspiegelt, man kann viel über die Menschen lernen und verstehen. Folglich bin ich der Meinung: Je mehr Sprachen man lernt, desto menschlicher und toleranter wird man.

Manchmal träumt Chahé Georgelin sogar dreisprachig.

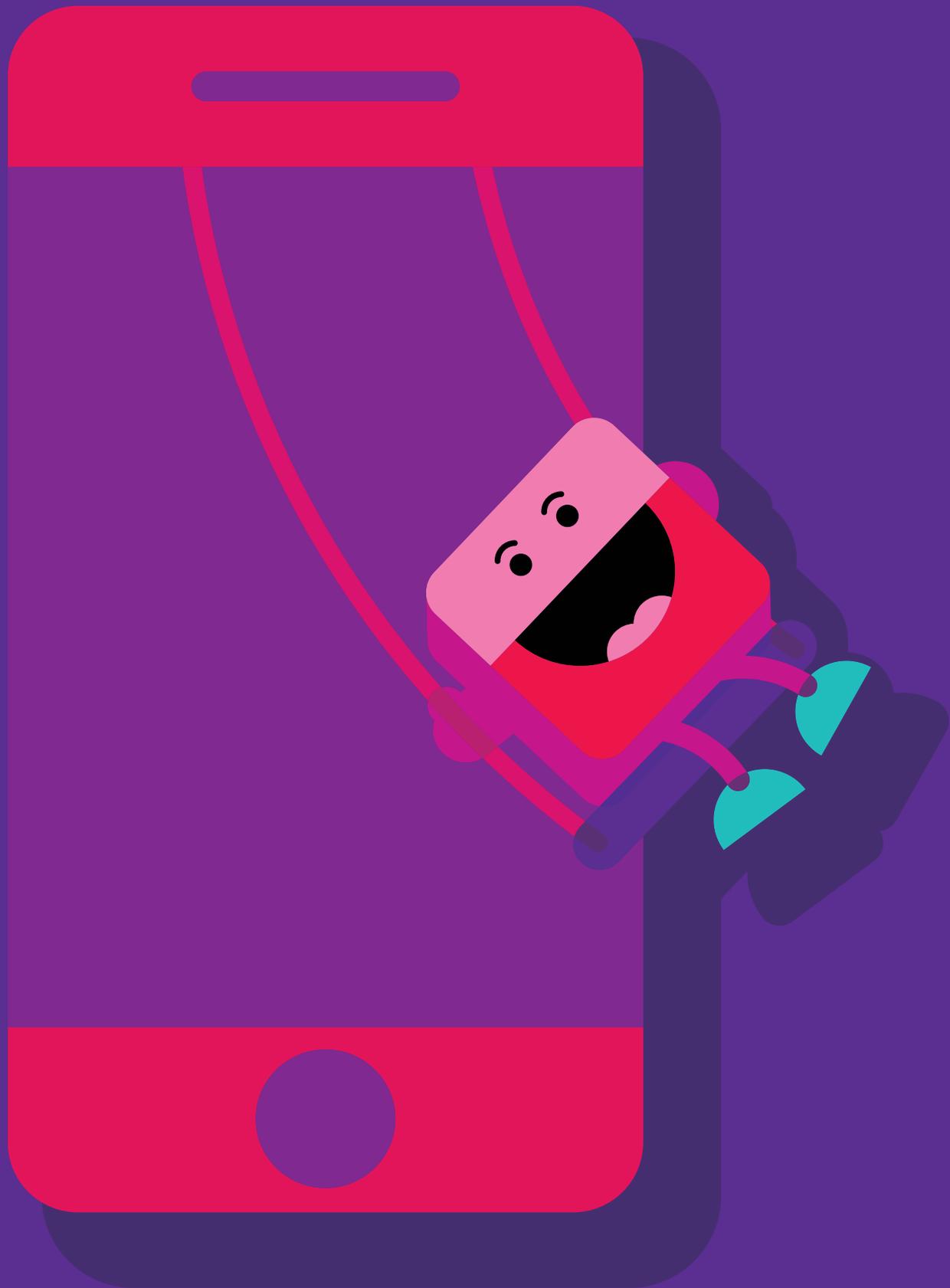


Das subjektive Denken wird durch das Aussprechen von Wörtern materialisiert. Manchmal hat man das Gefühl, in der einen Sprache erschienen Kausalitäten oder Fakten anders als in einer anderen Sprache, als hätte man mehrere Ichs. Was natürlich nur gefühlt ist, im Wesentlichen hat man ja eine feste Meinung über Sachen – ist sie jedoch zu unbeweglich, kann das gefährlich sein. Wenn man mehr Sprachen zur Verfügung hat, dann kann man auch eindeutiger sein. So kommen manchmal Wörter einer Sprache schneller ins Gehirn, weil sie präziser das verdeutlichen, was jemand fühlt. Durcheinander kommt man aber nicht so schnell, weil man mit dieser mehrsprachigen Wortgymnastik auch die Flexibilität hat, sich in verschiedenen Wegen in derselben Sprache zu äußern.

Neologismen finde ich sehr wichtig. Neue Wörter werden erfunden, weil Jugendliche oder eine soziale Klasse sich ihren eigenen Code aufbauen möchten, um sich gemeinschaftlich zu unterhalten. Dies ist keine Gefahr, solange Tradition, Geschichte und Rechtschreibung der Sprache respektiert werden. Im Gegenteil, die Sprache wird reicher! Lernt Sprachen, es gibt so viele entzückende Kulturen zu entdecken. Und diese Vielfalt der Sprachen ist nötig, um unsere Menschlichkeit zu bewahren. Man muss immer nach vorn schauen, aber wissen, woher man kommt.



Das heißt „Guten Tag“ auf Armenisch.



Bildschirme sind nicht nur flach.

Wenn Kinder von ihrer Lieblingsendung, ihrer Lieblings-Comicfigur oder dem Lieblings-Fernsehhelden schwärmen, gibt es kein Halten mehr: Mit leuchtenden Augen erzählen sie Abenteuer nach, fiebern mit, malen Bilder davon – Medien sind immer ein unerschöpfliches Gesprächsthema in der Kita. Genauso faszinierend finden kleine Kinder Mamas oder Papas Tablet oder Smartphone. Auch wenn Drinnen- oder Draußenspielen bei vielen immer noch überwiegt: Bereits im Vorschulalter haben die meisten Kinder Spielerfahrungen mit digitalen Gadgets und Apps gemacht. Das heißt also, dass wir die Welt mehr und mehr durch produzierte Bilder und Realitäten wahrnehmen und nicht mehr nur so, „wie sie ist“. Ist das schlimm? Nein, aber wir sind schon in der Kita gefordert, den Kindern einen verantwortungsbewussten Medienkonsum beizubringen. Und die Chancen zu sehen, die die „neuen“ Medien innehaben: Sie können, richtig genutzt, die Sprachentwicklung und Intelligenz unserer Kinder fördern.

Machst Du mal an?

Ein Piratenschiff steuern, Tiere verarzten oder ein Haus aus Buchstaben bauen – Tablet und Smartphone versetzen Ihr Kind in andere Welten und geben ihm ungeahnte Möglichkeiten. Erfahren Sie, was gute Apps für Kinder ausmacht und worauf Sie achten sollten.

Text: Christian Heinrich

Der Hase, es ist ein Notfall! Mit schmerzverzerrtem Gesicht sitzt er vor uns und erzählt, was geschehen ist: Er hat sich mit der Schere geschnitten! Und tatsächlich: Da ist Blut an seiner linken Pfote! Damit ist er bei uns aber genau richtig: Wir schieben ein Pflaster aus dem Schrank auf seine Pfote, und bald geht es ihm besser. Ein Glück!

Die App „Kleiner Fuchs Tierarzt“ ist ein besonders erfolgreiches Beispiel von mittlerweile Hunderten Apps speziell für Kinder. Die allermeisten davon sind kleine Spiele. Es geht darum, einer Katze etwas zu fressen zu geben oder Buchstabenpuzzles zu lösen, einen Kran zu steuern oder gemeinsam mit dem Sandmännchen den Kindern Traumsand in die Augen zu streuen. Wenn die

Apps hochwertig sind und ihre Nutzungszeit begrenzt ist, können die Kinder davon tatsächlich auf vielfache Weise profitieren. Unter anderem werden sie mit dem Prinzip und der Bedienung eines Touchscreens vertraut, sie lernen den Umgang mit digitalen Medien, darunter etwa die Symbolik und Menüführung. Und eine App vermittelt noch etwas anderes, ganz Wesentliches: Kreativität! Man könnte meinen, wenn ein Kind vor einem Bildschirm sitzt, dann habe das nichts mit Kreativität zu tun. Aber die Kinder werden bei den meisten Apps ja nicht passiv unterhalten. Sie sind selbst aktiv, müssen wischen, etwas bauen, ein Rätsel lösen. Und auf das, was sie machen, bekommen sie ein direktes Feedback, sie interagieren – auch wenn es nur ein Computerprogramm ist.



Doch all diese Vorteile können sich eben nur dann entfalten, wenn die App gut gemacht ist. Leider ist das oft nicht der Fall, die Qualität bei den Kinder-Apps schwankt stark. Das führt zur entscheidenden Frage: Wie finden Sie heraus, ob und wie gut eine App für Ihr Kind geeignet ist, wenn Sie sie gekauft und heruntergeladen haben?

Beginnen wir mit den Themen Werbung und Datenschutz. Die meisten Kindergartenkinder kennen diese Konzepte nicht, und selbst wenn die Eltern versuchen, sie dafür zu sensibilisieren – wirklich medienkompetent sind sie noch lange nicht. Entsprechend anfällig sind sie für Werbung – und damit auch attraktiv für Unternehmen. „Eigentlich sollte es in Apps für Kinder keine Werbung geben“, sagt Timo Dries, der selbst drei Kinder hat und beruflich Kinder-Apps entwickelt. Die Spiele seines Arbeitgebers, der Kinder-App-Schmiede Fox & Sheep, enthalten tatsächlich keine Fremdwerbung. Dafür kosten sie in den App-Stores Geld, meist zwischen zwei und fünf Euro. Vor allem kostenlose Apps sind hingegen mit Werbung oft regelrecht vollgepackt. Und die Kinder werden mit verschiedenen Tricks dazu gebracht, sich diese Reklame anzuschauen. In vielen Spielen hat man zum Beispiel mehrere Versuche, um eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Wenn man es nicht schafft, dann muss man einen Tag warten, bis man es wieder versuchen kann – es sei denn, man schaut sich ein Werbevideo an. Tatsächlich ist es sinnvoll, in der Beschreibung von Apps darauf zu achten, ob sie werbefrei sind. Dass sie dann meist etwas kosten, lässt sich leider nicht vermeiden – anders könnten sich die Programme nicht finanzieren.

Auch dass Unternehmen sogar bei Kinder-Apps versuchen, Daten zu gewinnen, ist mittlerweile keine Ausnahme mehr. Noch geschieht das vor allem im Eltern-

bereich: Oft muss man ein Profil anlegen, in dem Eltern eigene Daten und zusätzlich Name, Geschlecht und Alter ihres Kindes angeben sollen. Mittlerweile gibt es aber auch in manchen Apps während des Spiels Anforderungen an die Kinder, eigene Daten preiszugeben: Mal muss man so viele Stöcke antippen, wie man Jahre alt ist, mal soll man einen Jungen oder ein Mädchen antippen und verrät damit, welches Geschlecht man hat. Um solche Tricks zu entdecken, sollten Sie als Eltern zumindest bei den ersten Sitzungen Ihres Kindes mit einer neuen App dabei sein. Aber nicht nur deshalb.

Die Qualität einer Kinder-App zeigt sich oft an Details.

Es geht auch darum zu erkennen, ob die Apps mit einer gewissen Sorgfalt entwickelt worden sind. Denn gerade weil das Geschäft mit Apps mittlerweile hart umkämpft ist, sind viele Hersteller unter Druck, möglichst billig möglichst viele Apps zu entwickeln. Entsprechend ist vieles leider nicht besonders durchdacht. Wenn es zum Beispiel Erklärtexte gibt in einer App, die eigentlich für ein Alter gemacht ist, in dem Kinder noch nicht lesen können. Oder wenn in einer Mathe-App das Multiplikationszeichen ein \times ist – obwohl Kinder doch später in der Schule lernen, ein \cdot zu verwenden.

Gerade weil es um Details geht, können Eltern die Qualität einer Kinder-App oft erst dann wirklich beurteilen, wenn sie sie schon gekauft oder heruntergeladen haben. Aber mit einer kurzen Recherche kann man auch vorher

schon einen recht guten Eindruck von einer App bekommen: Empfehlungen, Testberichte im Internet und die Bewertungen und Kommentare im App-Store geben erste Anhaltspunkte auf die Qualität. „Manchmal kann auch die Kurzbeschreibung der App aufschlussreich sein. Wenn es in einem Spiel zum Beispiel um Sprache geht, und die Beschreibung ist bereits voller Rechtschreibfehler, dann würde ich die Finger davon lassen“, sagt Timo Dries.

Angenommen, Sie haben endlich eine tolle App gefunden – wie lange am Stück und wie oft sollte Ihr Kind damit spielen dürfen? Zur Nutzungsdauer digitaler Medien gibt es eine Reihe verschiedener Empfehlungen (lesen Sie mehr dazu im Buch Know Howdy/Natur, Umwelt und Technik ab Seite 20). Letztlich muss jede Familie die Nutzung unter sich ausmachen. Dabei ist die Strategie einer strengen Begrenzung, in der das Tablet oder das Smartphone womöglich sogar nur als besondere Belohnung freigegeben wird, nicht immer empfehlenswert. Auf diese Weise wird dem Gerät eine überhöhte Bedeutung zuteil, es wird ein Objekt der Begierde – und das will man ja eigentlich gerade nicht erreichen. Bei Timo Dries zum Beispiel ist das zu Hause anders, das Tablet gehörte von Anfang an zum Alltag dazu. „Die Kinder benutzen es heute vielleicht zwei-, dreimal in der Woche und dann etwa für eine halbe Stunde. Wir brauchen fast nie zu sagen: Jetzt hast Du aber genug vor dem Bildschirm gesessen. So weit kommt es gar nicht“, sagt Dries.

Doch wenn es nicht dermaßen entspannt läuft, wenn Ihr Kind am liebsten stundenlang auf dem Tablet kranke Tiere verarzten möchte, dann sollten Sie als Eltern natürlich als Gatekeeper fungieren und Grenzen setzen. Bei vielen unserer Apps lässt sich im Menü ein Timer einstellen: Wenn die Zeit abgelaufen ist, schließt sich die

App von selbst. Aber erklären Sie Ihrem Kind ruhig zusätzlich, dass die Zeit vor dem Tablet begrenzt werden sollte.

Gelingt es, die Zeit zu limitieren, dann können Apps durchaus die Versprechungen einlösen, die ihre Hersteller und auch Pädagogen machen. Was sie allerdings nicht sind: ein Ersatz für andere Lernmöglichkeiten. Sie ersetzen weder Bücher noch irgendetwas anderes, auch nicht den Fernseher. „Apps ergänzen den Lern- und Erlebniskosmos der Kinder. Sie können das vertiefen, was man anderswo lernt und erlebt“, sagt Timo Dries. Nehmen wir zum Beispiel das Sandmännchen: Im Buch liest man darüber, im Fernseher sieht man es, und in der App hilft man ihm, alle Kinder mit Sand zu versorgen. „Apps geben den Kindern einen weiteren und meist anderen Weg zu Wissen und Können“, sagt Dries.

Entsprechend können Kinder-Apps, wenn sie sorgfältig ausgewählt und in Grenzen verwendet werden, ein großer Gewinn sein: Sie erweitern das Lernen und Erleben Ihres Kindes um eine weitere Dimension.



Unter www.schau-hin.info findet sich ein umfassender Elternratgeber des Bundesfamilienministeriums zum Thema Kinder und Medien. Dabei geht es nicht nur um Tablets, sondern unter anderem auch um Fernsehen, Computerspiele und Smartphones.

Ich bin Eislauf- mutter für Grammatik und freies Fluchen!

Eltern wissen es: Das Leben mit Kindern (und anderen Eltern) ist turbulent und wild und anstrengend und vor allem: ganz wunderbar. Aus ihrem Leben mit Kindern meldet sich die Autorin und zweifache Mutter Rike Drust in jedem kiziPendium-Band aus ihrem Alltag. Hier dreht sich alles um Wortsalat und Redestopp.

Text: Rike Drust Foto: Benne Ochs

Manchmal freue ich mich heimlich auf die Pubertät meiner Kinder: weil sie dann bestimmt endlich mal aufhören zu reden. Sie reden wirklich die ganze Zeit. Aber dann stelle ich mir vor, wie sie gelangweilt am Tisch sitzen, die Nase übers Essen oder meine Witze rümpfen und die Musik auf ihren Kopfhörern lauter machen. Schwupps, ist der Wunsch weg.

Denn eigentlich ist es sehr großartig, was Kinder im Kita-Alter mit Sprache veranstalten. Gestern zum Beispiel hat meine Tochter ein Bild von einer Frau mit Irokesenfrisur gemalt oder, wie sie sagte: „Das ist eine Bankrockerin.“ Da arbeiten sich auf Twitter Hunderte von Erwachsenen am „Punk ist nicht tot“-Witz ab – und mein kleines vierjähriges Mädchen fasst ihn in einem Wort zusammen.

Ich befürchte, die Kinder werden nie wieder im Leben so frei an Sprache herangehen wie jetzt. Deshalb lasse ich sie auch beim Reden, Dichten und sogar beim Witze-

erzählen komplett in Ruhe. Selbst in der allseits beliebten Kacka-Phase und beim allgemeinen Fluchen drücke ich meistens alle Augen zu. Auch wenn die Kleine, die sich viel bei ihrem neunjährigen Bruder abguckt, gerade in sehr viele Sätze ein entrüstetes „Alter, ey!“ einbaut. Sie schnappt aber nicht nur schlechte Dinge auf. Als mein Sohn in der Schule das Präteritum lernte, fand sie es (im Gegensatz zu ihm) super, abgefragt zu werden.

Da haben die Leute aber geguckt, wenn ich so was sagte wie „backen“, und Tochter antwortete: „Ich buk.“ Das war ein bisschen unangenehm, weil ich natürlich eher Bankrockerin sein möchte als die Eislaufmutter für Grammatik. Aber ich war auch ein bisschen stolz. Weil: Das liegt doch bestimmt an den vielen Büchern, die ich mit den Kindern lese. Ich mag vielleicht nicht die kulinarischen Höhepunkte bereiten (meine Tochter erkennt im Supermarkt weder Fenchel noch „Antischocke“), aber würde es für die heimische Kinderbibliothek Sterne geben, hätte ich vielleicht sogar mehrere. Denn auch wenn

ich gern allein dafür verantwortlich wäre: Vor allem Bücher haben aus meinen Kindern diese aufgeschlossenen, fantasiereichen Menschen mit tipptopp Sprachgefühl und riesigem Wortschatz gemacht. Wirklich, sie können in der blumigsten Formulierung darum betteln, etwas gucken oder daddeln zu dürfen. Sie dürfen beides. Meine Tochter zitiert am Frühstückstisch routiniert Rocky von „Paw Patrol“, und mein Sohn hat schon mehr Geld für In-App-Käufe eines Fußballspiels ausgegeben als ich für Trotzphasen-Ratgeber. Im Gegensatz zu Eltern, die finden, dass Kinder selbst herausfinden sollten, wie viel Medienkonsum für sie gut ist, haben wir allerdings mehr oder weniger feste Medienzeiten und alle Geräte beziehungsweise Apps durch Codes gesichert. Weil ich

Mich halten auch nur meine Kinder vom Komaglotzen ab.

Altersempfehlungen sinnvoll finde und weil ich, wenn ich Netflix schon als Babysitter nutze, um selbst in Ruhe ausgiebig frühstücken zu können, nicht wegen der Frage: „Mama, warum liegt in dem Karton ein Frauenkopf?“ meinen Kaffee durch die Küche spucken will.

Grundsätzlich kann ich die Faszination fürs Flimmerige gut verstehen. Mich halten ehrlich gesagt auch nur meine Kinder vom Komaglotzen ab. Das einzige Problem für mich ist: Das meiste Gegucke oder Gedaddel scheint bei meinen Kindern den Ausknopf fürs eigenständige Denken zu drücken. Meist jammern sie, spätestens zehn Sekunden nachdem der Fernseher aus ist, dass ihnen total langweilig sei. Und ich möchte rufen: „Was wisst Ihr denn schon? Ich hätte so gern mal Zeit für Langeweile!“ Aber ich rufe etwas, was die Kinder noch viel, viel blöder finden, nämlich: „Wie toll! Das Nächste, was Dir einfällt, wird super sein.“ Sie glauben es nie, aber fast jedes Mal stimmt es. Plötzlich studieren sie eine Tanzshow ein oder bauen aus Kaplasteinen Bauwerke, in denen sich selbst M. C. Escher verlaufen würde. Oder sie lesen ein Buch. Oder sie reden. So viel, dass ich mir die Pubertät kurz wieder als Erleichterung vorstelle.



 Rike Drust ist Kinderbuchautorin („Muttergefühle. Gesamtausgabe“ und „Muttergefühle. Zwei: Neues Kind, neues Glück“). Darüber hinaus ist sie international ausgezeichnete Werbetexterin und schreibt für verschiedene Magazine und Blogs, wobei es ihr um Politik, Feminismus und ein schönes Leben mit Kindern geht.

Literaturtipps/ Impressum

- „Sprachentwicklung. Die Phasen der sprachlichen Entwicklung bis zum 6. Lebensjahr“. Kostenlos über www.knetfeder.de
- Yvonne Adler: „Kinder lernen Sprache(n). Alltagsorientierte Sprachförderung in der Kindertagesstätte“. Kohlhammer 2011, 26,90 Euro; als E-Book: Kohlhammer 2011, 23,99 Euro
- Timm Albers: „Sag mal! Krippe, Kindergarten und Familie: Sprachförderung im Alltag“. Beltz 2011, 19,95 Euro
- Marianne Brodin, Ingrid Hylander: „Wie Kinder kommunizieren. Daniel Sterns Entwicklungspsychologie in Krippe und Kindergarten“. Beltz 2002, antiquarisch
- Sabine Bunse, Christiane Hoffschildt: „Sprachentwicklung und Sprachförderung im Elementarbereich“. Mediengruppe Oberfranken 2014, 22,90 Euro
- Wolfgang Butzkamm, Jürgen Butzkamm: „Wie Kinder sprechen lernen. Kindliche Entwicklung und die Sprachlichkeit des Menschen“. Francke 2008, 19,90 Euro
- Eva Danner: „Krippenkinder entdecken die Sprache. Geschichten, Fingerspiele, Lieder, Kniereiter und Co. für das ganze Jahr“. Verlag an der Ruhr 2013, 19,99 Euro
- Olaf Görisch: „KurzCHECK Sprachliche Entwicklung von Kindern“. Handwerk und Technik 2017, 6 Euro
- Anne Groschwald, Henning Rosenkötter: „Sprache fördern in der Krippe. Ein Leitfaden für die Praxis“. Herder 2014, 14,99 Euro
- Susanne Hoffmann, Annette Kessler: „Spiele zur Förderung der Sprachentwicklung“. Europa-Lehrmittel 2011, 15,40 Euro
- Monika Huppertz, Norbert Huppertz: „Sprachbildung und Sprachförderung in Kindergarten und Krippe – Lebensbezogen und alltagsintegriert“. Sozietät zur Förderung der wissenschaftlichen Sozialpädagogik 2015, 16,90 Euro
- Christa Kieferle, Eva Reichert-Garschhammer: „Sprachliche Bildung von Anfang an. Strategien, Konzepte und Erfahrungen“. Vandenhoeck & Ruprecht 2013, 26,99 Euro
- Johannes Merkel: „Bildungsbereich Sprache“. Kostenlos über www.kindergartenpaedagogik.de
- Gabriele Ross, Robert Erker: „Lustiges Sprechzeichnen – Eine spielerische Sprachförderung. 24 Hexengeschichten und dazu passende Übungszeichen“. Nikol 2013, 6,99 Euro
- Rita Steininger: „Wie Kinder richtig sprechen lernen“. Shaker Media 2014, 12,90 Euro
- Gisela Szagun: „Sprachentwicklung beim Kind“. Julius Beltz 2013, 39,95 Euro
- Rosemarie Tracy: „Wie Kinder Sprachen lernen. Und wie wir sie dabei unterstützen können“. Francke 2008, 22,99 Euro; als E-Book: Francke 2008, 19,90 Euro
- Lienhard Valentin: „Achtsame Kommunikation mit Kindern. Es ist wichtig, dass sie sich gehört fühlen“. 2007, kostenlos über www.mit-kindern-wachsen.de
- Bertram Weber: „Auditive Wahrnehmung und Sprachentwicklung“. Praesens 2005, 27,20 Euro
- Heide Wegener: „Eine zweite Sprache lernen. Empirische Untersuchungen zum Zweitspracherwerb“. Narr 1998, antiquarisch
- Renate Zimmer: „Handbuch Sprache und Bewegung. Alltagsintegrierte Sprachbildung in der Kita“. Herder 2016, 24,99 Euro

Allgemein

Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration: „Hamburger Bildungsempfehlungen für die Bildung und Erziehung von Kindern in Tageseinrichtungen“. Hamburg 2012, über www.hamburg.de/kita/116828/bildungsempfehlungen

Impressum

Herausgeber

KMK kinderzimmer GmbH & Co. KG
Jürgen-Töpfer-Straße 44, Haus 15, 22763 Hamburg
E-Mail: info@kinderzimmer-kita.de
Telefon: 040 3070919-00

Konzept, Gestaltung und Realisation

loved GmbH, Hamburg

Fotografen

- Patrick Desbrosses
- Steven Errico/Getty Images
- Denys Kuvaiev/Adobe Stock
- Benne Ochs
- People Photography
- Sonja Tobias
- Daniel Truta/Getty Images
- Tang Ming Tung/Getty Images
- Bernd Westphal

www.kita-kinderzimmer.de

